1,30 DM / Band 69
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der unheimliche Bogenschütze

John Sinclair Nr. 69

von Jason Dark

erschienen am 30.10.1979

Titelbild von Andina

Sinclair Crew

Der unheimliche Bogenschütze

Die Augen des Mannes funkelten böse, als er aus dem Fenster schaute. »Ich werde es schaffen«, flüsterte er. »Ich lasse mir meine Burg nicht zerstören. Und wenn sie es versuchen, werden sie es teuer bezahlen. Sie kommen alle an die Reihe. Einer nach dem anderen…«

Der Mann nickte zufrieden und rieb sich die schweißfeuchten Hände. Er selbst brauchte nicht selbst als Rächer aufzutreten. Dafür hatte er einen anderen. Einen teuflischen Komplizen.

Den unheimlichen Bogenschützen!

»Du hast genug, Spider«, sagte Tim Lennox, der Wirt vom Lennox' Inn. »Hör auf zu saufen. Jetzt gibt's nichts mehr!«

»Ach verdammt.« Spider schleuderte den Bierkrug über den langen Tresen, daß er bis zur Kante rutschte, das Übergewicht bekam und zu Boden fiel, wo er zerbrach.

Tim Lennox schaute Spider an.

Spider grinste. – Sie nannten den Waldarbeiter so, weil er dünn wie eine Spinne war. – Seinen richtigen Namen hatte er vergessen, aber seine langen Finger und sein Körperbau erinnerten gewisse Leute eben an eine Spinne.

Er grinste. »Was ist, Tim?« fragte er mit unsicherer Stimme. »Hast du das im Ernst gemeint oder im Spaß?«

»Im Ernst natürlich.«

Spider kicherte hohl. »Dann sei froh, denn Spaß kann ich nicht vertragen.« Er lachte schallend über seinen eigenen Witz und schlug dabei mit der flachen Hand auf den Tresen.

Tim Lennox aber wollte seine Ruhe haben. Er verließ seinen Platz hinter der Theke und ging mit festen Schritten auf den letzten Gast zu. Lennox war ein kräftiger Mann. Er wußte sich zu wehren, wenn jemand Krawall machte. Und wenn solche Typen wie Spider nicht gehen wollten, dann schaffte er sie auf seine Weise aus dem Lokal.

Seine rechte Hand legte sich in Spiders Genick.

Der dürre Kerl ging direkt in die Knie, als er den Griff spürte. »Was – was machst du mit mir?« keuchte er.

»Ich will, daß du verschwindest, Spider! Zahl deine Zeche, und dann hau ab!«

Spider grunzte. »Meine Zeche zahlen?« wiederholte er.

»Ja, genau.«

Plötzlich kicherte der Dürre. »Aber ich habe keinen Penny in der Tasche.« Er lachte meckernd und amüsierte sich köstlich über das erstaunte Gesicht des Wirts. Der hatte Spider nämlich vor Schreck losgelassen, so daß sich die beiden Männer jetzt gegenüberstanden.

»Du hast wirklich keinen Penny, Spider?« fragte Tim Lennox drohend.

»Nein, wenn ich es dir doch sage.«

Tim Lennox geriet in Wut. Wuchtig rammte er seine Faust gegen Spiders Schulter. Er schleuderte den Kerl quer durch das Lokal auf die Tür zu.

Spider stolperte über einen Stuhl, verlor das Gleichgewicht und fiel lang hin.

Der Wirt kam ihm nach. »Raus!« schrie er. »Raus aus meinem Gasthaus! Verschwinde, du Stinker. Und laß dich nie mehr hier sehen, sonst setzt es was!«

Schwerfällig zog sich Spider an einem Stuhl hoch. Er nickte. »Ich –

ich hau ja schon ab, Tim. Bin – bin bereits weg. Und dein Geld, das kriegst du auch. Wirklich.«

»Ja, ja.« Der Wirt nickte und hielt dem letzten Gast bereits die Tür auf.

Kühle Nachtluft wehte in den Raum. Dicht neben dem Gasthaus begann bereits der Sealford Forest, ein tiefer, urwaldähnlicher Wald, der einen Halbkreis um die Ortschaft Sealford und deren alte Burg bildete.

Die Burg thronte auf einem Hügel. Sie war schon einige hundert Jahre alt, aber noch sehr gut erhalten.

Spider blieb neben dem Wirt noch einmal stehen. »Das – das von vorhin war doch nicht so gemeint – oder?«

»Ich will dich hier nicht mehr sehen!« zischte der Wirt.

»Okay, ich gehe…«

Spider wankte hinaus. Er ging drei Schritte geradeaus und wandte sich dann nach rechts. An einer alten Wassertonne, die unter einer Dachrinne stand, lehnte sein Fahrrad.

Es war ein Drahtesel, bei dem wirklich nur noch die Räder intakt waren. Alles andere konnte man vergessen. Diese Blechteile wurden vom Rost zusammengehalten.

Vor sich hin brabbelnd, schob Spider sein Fahrrad auf den an der Kneipe vorbeiführenden Feldweg zu und warf noch einen Blick auf den Eingang.

Tim Lennox war verschwunden. Er hatte die Tür von innen geschlossen. Soeben löschte er das Licht.

»Arsch«, sagte der Betrunkene und stieg auf seinen alten Drahtesel. Beim erstenmal kippte er zur Seite, doch der zweite Versuch brachte ihn in den Sattel.

Das Fahrrad besaß einen sogenannten Gesundheitslenker. Es stammte noch aus den späten fünfziger Jahren. Eine Gangschaltung fehlte ebenso wie Vorderradbremsen und ein intakter Dynamo.

Spider fuhr den Weg nach Hause ohne Licht. Er kannte sich im Wald aus. Schließlich hatte er dort seinen Arbeitsplatz. Seine Hütte stand ebenfalls im Wald. Er schlief im Holzfällerlager. Wenn er sich waschen wollte, was selten genug vorkam, ging er kurzerhand zum nächsten Bach.

Spider war ein richtiges Naturkind.

Schrecken hielt der Wald für ihn keine parat. Außerdem: Wer sollte ihm schon etwas tun? Man kannte ihn ja, und Reichtümer gab es bei ihm sowieso nicht zu holen.

Spider war meistens pleite.

Auch in dieser Nacht.

Es war zehn Minuten vor der Tageswende, als er losradelte. Schimpfend, denn die Schmach wollte er dem Wirt heimzahlen, das

hatte er sich fest vorgenommen.
Quietschend setzte sich der alte Drahtesel in Bewegung. Das Hinterrad war fast platt. Doch zum Pumpen war Spider zu faul.
Der Weg war nicht gerade sehr breit. Trotzdem fuhr Spider Schlangenlinien. Er eierte auf seinem Drahtesel daher, daß er dabei an einen Star aus der Stummfilmzeit erinnerte. Man konnte darauf warten, daß er aus dem Sattel kippte.
Doch das geschah nicht. Freund Spider hatte schon Routine. Er fuhr ja nicht zum erstenmal betrunken. Wenn er sich auch kaum auf den Beinen halten konnte, im Sattel blieb er immer.
Besoffen fahre ich wie ein junger Gott, so lautete seine Devise. Die meisten glaubten es ihm auch.
Als die kleine Steigung begann, wurde es schwierig. Die konnte Spider nicht nehmen und dabei im Sattel bleiben. Er mußte runter. Spider stieg also vom Rad und schob es kurzerhand neben sich her.
Die Bäume links und rechts des Weges zeigten das dichte Laub des Sommers. Sie hatten ihre Zweige ausgebreitet und bildeten damit über dem Weg ein natürliches Dach, durch das hin und wieder das Licht des Mondes schimmerte.
»Der – der Mond«, brabbelte Spider, und er überlegte krampfhaft, ob ihm nicht irgendein Lied einfiel, das auf den Mond paßte, aber ihm fiel keins ein. Wohl einige schmutzige Verse aus der Militärzeit, doch auf die konnte er jetzt verzichten, denn es waren keine Zuhörer in der Nähe.
Er hatte nach einigen Minuten den höchsten Punkt erreicht. Schweratmend blieb er stehen. In seinem Schädel brummte und sauste es. Das war bereits der Beginn des Katers.
Spider rülpste.
Und er hatte Durst.
Jetzt hätte er gern einen Schluck genommen. Er stellte sich vor, einen Krug mit kühlem Bier in den Händen zu halten, doch es war nur der Lenker, den er zwischen seinen Fingern hielt.
Der Weg senkte sich auf eine Kreuzung zu. Von dort führte links und rechts ein breiterer Fahrweg tiefer in den Wald hinein und auch zum Camp der Holzfäller.
Spider radelte los.
Jetzt wurde es schwierig. Erstens ging es bergab, und zweitens bildeten aus der Erde ragende Baumwurzeln regelrechte Stolperfallen, auch für Radfahrer, besonders für die, die nicht mehr nüchtern waren.
Spider bekam das zu spüren, als er über die erste querstehende Wurzel fuhr und ihm der Lenker fast aus den Händen geschlagen wurde. Er fluchte.
Fast wäre er vom Weg abgekommen, aber auch hier bewahrheitete sich das alte Sprichwort: Kinder und Betrunkene haben eben Glück.

Immer mehr näherte sich Spider der Kreuzung. Er hockte vornübergebeugt im Sattel und fühlte sich wie Niki Lauda in seinen besten Tagen.

Noch zwanzig Yards.

Fünfzehn…

Plötzlich glaubte Spider, verrückt zu werden.

Auf der Kreuzung stand jemand.

Eine Gestalt – jetzt, mitten in der Nacht!

Noch zehn Yards.

Spider bremste.

Er stemmte sich in den Rücktritt, so fest und hart, daß sein Drahtesel nach hinten wegrutschte und er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren.

Dann rutschte sein Rad in den schmalen Straßengraben, der sich vor dem dichten Wald herzog.

Unbeweglich stand die Gestalt auf der Kreuzung. Sie schien aus einem Horror-Album entsprungen zu sein.

»Der unheimliche Bogenschütze!« raunte Spider, und er wurde schlagartig nüchtern, wobei er zusätzlich noch am gesamten Leib zu zittern begann.

Das Bild war tatsächlich grausam. Vom Mondlicht eingehüllt, stand mitten auf der Kreuzung ein riesenhafter Kerl. Er trug ein rotes Wams und über dem Oberkörper ein grünlich schimmerndes Kettenhemd, wie man es von den Rittern her kannte. Seine Füße steckten in halbhohen Stiefeln, die Hose lag wie eine zweite Haut an seinen Beinen. Der Kopf wurde durch eine Art Mütze bedeckt, die ebenfalls sehr eng anlag und nur das Gesicht freiließ.

Aber welch ein Gesicht!

Es hatte nichts Menschliches mehr an sich. Bleiche Knochen schimmerten dem Betrachter entgegen. Nur an einigen Stellen befanden sich noch Hautreste im Gesicht, die sich so stark über die Knochen spannten, daß man das Gefühl haben mußte, sie würden jeden Moment reißen.

Der Unheimliche sprach kein Wort.

Aber Spider begann zu zittern. Er hatte Angst, mörderische Angst. Er kannte die alten Geschichten und wußte genau, daß derjenige, der den unheimlichen Bogenschützen sah, dem Tod geweiht war.

Spider sah ihn…

Sekunden wurden für den Waldarbeiter zu Minuten. Er hatte auch nicht die Kraft wegzulaufen und sah zu, wie der Bogenschütze seine Waffe über den Kopf streifte.

Es war ein armbrustähnlicher Bogen…

Mehrere Pfeilschäfte ragten aus einem am Rücken festgeschnallten Köcher. Der rechte Arm des Monsters bewegte sich. Lange Finger

holten einen Pfeil hervor, legten ihn auf den Bogen.

Spider wußte, was kam. Er schüttelte den Kopf. »Nein!« keuchte er. »Ich will nicht… Bitte…«

Der Unheimliche spannte den Bogen, korrigierte die Zielrichtung um eine Winzigkeit…

»Neiinnn! Neiinnn!« heulte Spider. »Nicht. Ich will nicht sterben. Bitte…«

Der Bogenschütze schoß.

Pfffiii… Ein pfeifendes Geräusch ertönte, als der Pfeil durch die Luft schnitt.

Er fand mit tödlicher Präzision sein Ziel.

Spider brach zusammen. Er spürte den glühenden Schmerz, der seine Brust zu zerreißen drohte. Doch dann näherten sich die Schwingen des Todes und deckten ihn zu.

Spider, der Waldarbeiter, war tot.

Er lag auf dem Rücken, und der Pfeil ragte aus seiner Brust.

Der unheimliche Bogenschütze aber drehte sich um, ohne dem Toten noch einen Blick zu gönnen. Lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder im Wald.

Zurück ließ er Opfer Nummer zwei.

Und weitere sollten folgen…

***

Bill Conollys Anruf erreichte mich kurz vor Feierabend. Ich hatte einen harten Nachmittag hinter mir, denn eine Schulklasse aus Germany war auf ihrer London-Tour zu einer Besichtigung ins Yard Building gekommen.

Was die Sechzehnjährigen alles für Fragen hatten! Sagenhaft. Sie verwechselten mich mit James Bond und wollten gar nicht glauben, daß der normale Alltag eines Polizeibeamten nur wenig Sensationelles bot.

Bei mir war es oft anders, doch das rührte daher, daß ich mich mit Fällen beschäftigte, die den Bereich des normalen Polizeirahmens sprengten.

Davon hatte ich den Schülern natürlich nichts gesagt.

Nach dem Besuch ging ich rüber zu Glenda Perkins. Sie ist meine Sekretärin und ein Girl, nach dem man sich schon die Finger lecken kann. Schwarzhaarig, gut gebaut und in allem perfekt. Auch im Kaffeekochen.

»Jetzt können Sie eine Tasse vertragen, John – oder?« fragte sie mich.

»Und wie.«

Glenda hatte die Maschine schon angestellt. Sie stand auf und schenkte mir eine Tasse ein. Dabei wandte sie mir den Rücken zu, und ich hatte Zeit, ihre Figur zu bewundern.

Glenda trug einen der geschlitzten Röcke, wie sie jetzt wieder modern waren. Die türkisfarbene Bluse lag eng um ihren Oberkörper, und darunter zeichnete sich deutlich der Verschluß des schmalen BH ab. Glenda hatte eine Wespentaille und Beine, die einen Kenner mit der Zunge schnalzen ließen.

Meine Sekretärin war ein Prachtgirl. Nach dem Abenteuer mit der Teufelssekte hatte sie sich wieder gut erholt. Es war für alle ein harter Fall gewesen. Ich hatte Glenda im letzten Augenblick das Leben gerettet, indem ich sie vor einem Sturz von einem achtstöckigen Haus bewahrte.[1]

Glenda drehte sich um und schritt mit der Tasse Kaffee auf mich zu. Ihre dunklen Augen blitzten, die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Woran haben Sie soeben gedacht, John?«

Ich nahm ihr die Tasse ab, probierte einen Schluck, nickte anerkennend und erwiderte: »An Sie, Glenda.«

Sie wurde rot.

Klar, Glenda war ein wenig verliebt in mich. Und wenn es da nicht eine blondhaarige Privatdetektivin namens Jane Collins gegeben hätte, wer weiß, ob ich dann bei Glenda immer so cool geblieben wäre.

»Und warum haben Sie an mich gedacht?« fragte sie.

Ich ging mit der Tasse Kaffee zurück in mein Büro, und Glenda schritt neben mir her. Bevor ich mir jedoch eine Antwort zurechtlegen konnte, klingelte das Telefon, und Bill Conolly war am Apparat. Er wählte immer direkt durch.

»Hallo, Tiger!« rief er in den Hörer. Seiner Stimme war anzuhören, daß er gute Laune hatte.

»Höchstens Bürotiger«, gab ich zurück. »Was gibt's?«

»Hast du heute abend Zeit?«

»Ja. Außer den Ohren lieg nichts an.«

»Okay, dann schwing dich nach Feierabend in deinen Silbergrauen, und komm rüber.«

Ich lachte. »Ist das eine private Einladung, oder steckt wieder etwas dahinter?«

»Natürlich privat. Aus alter Freundschaft.« Bill brachte die Antwort so überzeugend, daß ich ihm nicht glaubte. Schließlich kannte ich das alte Schlitzohr lange genug.

»Rück schon raus, Dicker«, sagte ich.

»Wir müssen mal wegen des Wochenendes sprechen, John. Deshalb sollst du kommen.«

»Okay, ich bin dann in einer Stunde bei dir.«

»Fein. Und bring Hunger mit.«

»Worauf du dich verlassen kannst. Schließlich muß ich ja mein Spritgeld rauskriegen.«

Bill lachte und legte auf.
Ich leerte die Tasse, blickte auf meine Uhr und schaute zu Glenda Perkins hin.
»Wollen Sie jetzt fahren, John?«
»Ja, schließlich bin ich der Überstundenmeister. Und die dreißig Minuten nehme ich mir heraus.«
»Okay, dann viel Spaß.«
»Danke!«

***

Sheila Conolly, Bills reizende blondhaarige Frau, empfing mich an der Tür.
Neben ihr stand der kleine Johnny, der große Stolz der Conollys, und meiner auch, denn schließlich war ich sein Patenonkel. Der Kleine strahlte über sein rundes Gesicht, als er mich sah, und streckte beide Ärmchen aus.
Er konnte inzwischen schon laufen und, wie mir Bill erzählt hatte, auch einige Worte sprechen. Wie Daddy und Mummy.
Ich kniete mich nieder. Sofort drückte Johnny sein Gesicht gegen meine Wange. Sheila stand daneben und lächelte. Sie freute sich über ihren Stammhalter.
Natürlich hatte ich ihm etwas mitgebracht. Es war zwar nur eine Tafel Schokolade, aber Johnny freute sich trotzdem. Er begann sofort damit, die Verpackung zu lösen.
Mit seinen kleinen Fingern riß er sie auf und zeigte sie freudestrahlend seiner Mutter.
Sheila nahm Johnny auf den Arm. »Du mußt gleich ins Bett, du kleiner Racker. Die Schokolade ist für morgen.«
Ich stand noch vor der Tür und lächelte. »Hallo, Mutter«, sagte ich, »willst du mich nicht wenigstens auch begrüßen?«
»Aber sicher.«
Ich bekam zwei Küsse auf die Wangen und verdrehte verzückt die Augen.
Bill Conolly tauchte auf und drohte scherzhaft mit dem Finger. »Spann mir meine Frau nicht aus, du Geisterjäger, sonst sag ich's Jane.«
Ich trat hastig zurück. »Nur das nicht«, erwiderte ich in gespieltem Ernst.
»Dann komm erst mal rein«, forderte Sheila mich auf, und ich trat an ihr vorbei.
Sheila trug ein langes Hauskleid aus buntem Stoff. Ihre blonden Haare fielen lang auf die Schulter. Sie hatte ein wenig Rouge aufgelegt und die Konturen der Lippen leicht nachgezogen.
Sheila sah fantastisch aus. Sie war zu einer vollerblühten Frau

herangereift nach der Geburt des kleinen Johnny.

Er wollte vom Arm. Sheila ließ ihn zu Boden, und der Kleine trippelte vor uns her in den geräumigen Living-room.

Bill zeigte auf seinen Sohn. »Du glaubst gar nicht, John, wie man auf ihn achtgeben muß. Schaust du mal nicht hin, hat er schon eine Decke vom Tisch gezogen oder irgend etwas anderes angestellt.« Bill strahlte. »Freude macht er uns trotzdem.«

»Das glaube ich.«

Und schon setzte sich Johnny hin. Er war über eine Teppichfalte gestolpert, aber sofort krabbelte er wieder hoch.

Bill und ich nahmen am Kamin Platz. Wir tranken Campari mit Orangensaft und streckten die Beine aus.

»Und worum geht es jetzt?« fragte ich.

Bill stellte sein Glas weg. »Nach dem Essen reden wir darüber. Das ist besser.«

»Wie du willst.«

Bill wollte noch einmal nachschenken, doch ich wehrte ab. Der kleine Johnny kam zu mir, stellte sich an den Sessel und schaute mich an. Ich hob ihn auf den Schoß.

Da hatte er seinen Spaß. Er quiekte und juchzte, bis Sheila kam, ihn wegnahm und zum Essen rief.

Johnny aß mit uns. Er saß in seinem Stuhl, hielt einen Löffel in der Hand und spielte Dirigent.

Sheila hatte ein Fischessen zubereitet. Vom Rollmops bis zum Lachs war alles vorhanden. Und natürlich gab es Salate. Knackig frisch und mit den richtigen Soßen versehen, waren sie eine Gaumenfreude.

Mir schmeckte es ausgezeichnet, und auch das deutsche Bier, mit dem wir nachspülten, war Spitzenklasse.

Hinterher lehnte ich mich stöhnend zurück.

»Du ißt nichts mehr?« fragte Sheila.

»Nein. Sei mir nicht böse, Sheila, aber ich kann einfach nicht mehr. Es war zuviel.«

Bill grinste. »Kannst dir ja was einpacken und mitnehmen.«

»Ich heiße ja nicht Conolly.«

»Wieso?«

»Als du am Beginn deiner Laufbahn standest, hast du so manches Mal was mitgenommen.«

»Ich wurde ja auch als armer Student nicht unterstützt, sondern mußte in den Semesterferien hart arbeiten. Aber dafür geht es mir jetzt gut.«

»Den Kaffee gibt es am Kamin«, sagte Sheila.

Wir erhoben uns und gingen hin. Sheila hob ihren Sohn aus dem Stuhl und stellte den Kleinen dann in den Laufstall. Da war er gut aufgehoben.

Der Mokka konnte wirklich Tote lebendig machen, so heiß und stark war er.
Ich verbrannte mir die Lippen, und Bill lachte.
Wir flachsten noch ein paar Minuten herum, bis ich schließlich sagte: »So, nun rück mal raus mit der Sprache. Was hast du am Wochenende mit mir vor?«
Bill und Sheila wechselten einen Blick.
»Rede du«, sagte Sheila.
Bill nickte. »Okay.« Er zündete sich erst eine Verdauungszigarette an und begann dann zu berichten.
»Ich muß weit ausholen«, sagte er. »Du kanntest Sheilas Vater, den alten Hopkins?«
»Natürlich.«
»Und du weißt ferner, daß mein Schwiegervater nach seinem Tod der guten Sheila ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen hat. Einige Chemiefabriken, Textilwerke und unter anderem auch Beteiligungen an verschiedenen Firmen. Hinzu kommt noch der Landbesitz in Mittelengland. Und darum dreht es sich. In Sealford, das ist ein Ort bei Nottingham, besitzt Sheila einige Wälder und ist unter anderem zu einem Drittel Teilhaberin an Sealford Castle, einem alten Schloß, das allerdings noch sehr gut erhalten ist, da wir genügend Geld investieren. Die Erhaltung verschlingt Unsummen, aber das spielt im Moment keine Rolle. Wichtiger sind die beiden anderen Teilhaber, denen jeweils die zwei übrigen Drittel des Schlosses gehören und die auch noch an dem in der Nähe liegenden Land beteiligt sind. Das heißt, ihnen gehört dort auch ein gehöriges Stück an Grund und Boden. Bisher lief alles blendend, bis wir in der vorigen Woche einen Anruf bekamen. Unser Teilhaber Jerry F. Custer war am Apparat.«
»Der Custer?« fragte ich.
»Genau der«, antwortete Bill. »Der Mann, der sein Vermögen mit Würstchenbuden und Coffee-Shops gemacht hat. Ihm gehört ebenfalls ein Drittel des Schlosses und des herumliegenden Landes. Custer rief also ganz freundlich an und bat uns, am Wochenende nach Sealford Castle zu kommen. Gilbert du Pré würde auch kommen.«
»Ist das der dritte Teilhaber?« fragte ich.
»Genau. Du Pré hat das Land geerbt. Frag mich nicht, wie er sein Geld macht. Man munkelt nur, daß er einer der größten Buchmacher der Insel sei.«
»Und was wollt ihr auf dem Schloß?«
»Darauf komme ich jetzt, John. Custer, der alte Gauner, hat erfahren, daß eine Schnellstraße durch den Sealford Forest gebaut werden soll, durch ein Waldgebiet. Die Bürger sind natürlich dagegen, denn die Umwelt solle nicht zerstört werden. Es hat schon Proteste gegeben, aber sie nutzten nichts. Das Land will bauen. Nur braucht es dazu

eben das Gelände, und das gehört nun mal zu einem Drittel uns. Custer will seinen Anteil verkaufen, zu horrenden Preisen versteht sich, du Pré ebenfalls, denn ihm ist es egal, was mit unserer Umwelt geschieht. Hauptsache, seine Pferde laufen. Und jetzt wollen diese beiden Typen uns auch dazu bewegen, den Anteil zu verkaufen. Denn wenn wir unser Veto einlegen, läuft nichts. Also verabredet man ein Treffen auf Sealford Castle, um uns dort zu überreden, die Pläne zu ändern.«

»Woran wir natürlich nicht denken«, erwiderte Sheila. »Eine intakte Umwelt ist mehr wert.«

Da stimmte ich ihr zu. Nur wußte ich nicht, was ich dabei sollte. Das sagte ich auch.

Bill lächelte spitzbübisch. »Du bist sozusagen der Joker in unserem Spiel, John. Mit diesem Schloß hat es nämlich eine ganz besondere Bewandtnis.«

Jetzt kamen wir der Sache schon näher.

»Und welche?«

Bill lehnte sich zur Seite und griff unter den Sessel, wo er eine zusammengefaltete Zeitung hervorholte. Mein Freund hatte sich wirklich gut vorbereitet. Er drückte mir das Blatt in die Hand. »Hier, lies selbst.«

Ich beobachtete Bill aus den Augenwinkeln und sah, daß er grinste.

Der dicke Hammer kam also noch.

Er war da, als ich die Zeitung aufschlug. Es war eine Ausgabe der Nottingham Post, und die Headline sprang mir förmlich ins Gesicht.

SCHON DAS ZWEITE OPFER DES UNHEIMLICHEN BOGENSCHÜTZEN! POLIZEI MACHTLOS! WER WIRD OPFER NUMMER DREI?

Ich las den Artikel. Der Schreiber hatte ihn reißerisch aufgemotzt. Er schrieb von einem mordenden Phantom, das nicht zu packen war und immer wieder auftauchte, wenn niemand damit rechnete. Letztes Opfer war ein Mann namens Spider gewesen, ein Waldarbeiter, der auf dem Nachhauseweg von einer Zechtour war.

Ich ließ die Zeitung sinken.

Bill Conolly hatte sich vorgebeugt. »Na, John, ist das nichts für dich?«

»Könnte sein.«

»Das könnte nicht nur sein, das ist so. Mit anderen Worten: Du fährst mit, John!«

Ich zögerte noch und schaute Sheila an. »Was meinst du denn dazu, wo du doch meinen und Bills Abenteuern sehr skeptisch gegenübergestanden hast?«

»Das tue ich auch jetzt noch, John. Nur – wir müssen leider nach Sealford Castle. Ich habe schon zugesagt. Außerdem will ich wirklich

nicht, daß dort eine Schnellstraße gebaut wird. Wenn du es schaffst, den Bogenschützen zu stellen, wäre das wirklich gut.«

»Vorausgesetzt, es gibt ihn«, warf ich ein.

»Warum nicht?« rief Bill. »Das haben sich die Menschen nicht aus den Fingern gesaugt. Und sie haben ja schließlich den Toten mit einem Pfeil in der Brust gefunden. Den letzten, meine ich.«

Ich atmete tief ein. »Okay, du hast mich überzeugt, Bill.«

Der Reporter strahlte. »Wußte ich's doch. Willst du Suko auch mitnehmen?« fragte er.

»Nein. Er und Shao haben sicherlich etwas anderes zu tun. Seit Shao wieder zurück ist, hängen sie noch mehr aneinander.« Ich hatte Bill von meinem Abenteuer in Paris berichtet und auch davon, was mit Shao geschehen war.[2]

Bill lächelte. »Das kann ich verstehen. Obwohl den beiden eine Luftveränderung vielleicht guttun würde.«

Ich trank meinen Mokka. Er war lauwarm. Draußen wurde es inzwischen dunkel. Ein trüber Sommertag ging zu Ende. Geregnet hatte es zwar nicht, aber es war für die Jahreszeit – immerhin schrieben wir Anfang Juli – doch zu kühl.

»Was macht ihr eigentlich mit dem kleinen Johnny?« fragte ich.

»Den nehmen wir mit«, erwiderte Sheila.

Ich hob überrascht die Augenbrauen.

»Das Mädchen ist in Urlaub«, erwiderte Sheila.

Ich bedachte mein Patenkind mit einem raschen Blick. Es spielte friedlich in seinem Laufstall.

»Ich werde schon darauf achtgeben, daß ihm nichts passiert«, sagte Sheila.

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

Wir machten noch aus, daß wir mit meinem Bentley fuhren. Der Wagen bot mehr Platz als Bills Porsche.

Nach einer Stunde verabschiedete ich mich mit dem Versprechen, am übernächsten Tag früh auf der Matte zu stehen. Bill brachte mich noch bis zum Wagen.

»Du bist doch nicht sauer, John, daß ich dir das Wochenende verdorben habe?«

»Nein. Wenn der Bogenschütze tatsächlich existiert, bin ich dir sogar sehr dankbar.«

Bill lächelte. »Dann kann ja nichts schiefgehen.«

***

Die Köchin sah aus, wie man sich eine Köchin vorstellt.

Klein, rund, Übergewicht, rosige Wangen und herzensgute Augen. Sie herrschte über das Personal, das aus drei Kellnern, vier Stubenmädchen und zwei Küchenhilfen bestand. Hinzu kam noch Ed

Morris, der Butler.

Und alle Bediensteten arbeiteten für eine Agentur. Roman Willard, der Schloßverwalter, hatte die Leute in Custers Auftrag engagiert und sie in der Küche versammelt.

Dort gab er seine Instruktionen.

»Mr. Custer möchte, daß alles glattläuft«, sagte er. »Also, keine Pannen. Sie werden das tun, was Ihnen Mr. Morris sagt, und damit meine ich besonders die beiden Küchenhilfen, die beim Auftragen des Essens helfen. Ich hoffe, Sie wissen, wie das über die Bühne geht.«

Die beiden Küchenhilfen nickten. Es waren junge Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt.

Ramon Willard ließ seine Blicke über die wohlgeformten Körper wandern und leckte sich kurz die Lippen. Er hatte lange nicht mehr so etwas Knuspriges gesehen, und sicherlich würde er es schaffen, die eine oder andere herumzukriegen, denn auch bei den Stubenmädchen waren einige knackige Girls.

Roman Willard war ein rechter Schwerenöter. Mit knapp fünfundvierzig Jahren zählte er sich selbst noch nicht zum alten Eisen, sondern genoß das Leben oder versuchte es wenigstens. Sein graues Haar war so gekämmt, daß es die ersten kahlen Stellen auf dem Kopf verdeckte. Die gebräunte Haut bewies, daß sich Willard oft in der freien Natur aufhielt. Er hielt sich immer sehr gerade, ging leicht und federnd und schien mit seinen grauen Augen jeden durchbohren zu wollen.

Ein wahrer Gentleman, pflegten die einen zu sagen.

Andere wiederum hielten ihn für einen schleimigen Weiberhelden.

Ihm war es egal. Er hatte über das Schloß zu wachen, und diese Arbeit machte er gut. Willard stammte aus Sealford, er liebte das Land und die Umgebung, kannte alle Geschichten, die man sich erzählte, und war Mitglied in zahlreichen Heimatvereinen.

Eine halbe Stunde lang redete er. Dann – so hoffte er – hatten die Leute alles begriffen.

»Und beeilen Sie sich«, sagte er zum Abschluß, »die Herrschaften werden schon gegen Mittag eintreffen.«

»Ich werde schon dafür Sorge tragen«, erwiderte Ed Morris steif. Er trug einen Frack und hatte einen Gesichtsausdruck, der an Blasiertheit kaum noch zu überbieten war.

Ein echter Butler…

Roman Willard nickte noch einmal und verließ die modern eingerichtete Schloßküche. Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, so verschwand sein Lächeln und machte einem kalten, abweisenden, beinahe grausamen Gesichtsausdruck Platz. Willard schritt quer durch die große Empfangshalle, betrat den Rittersaal mit dem langen Speisetisch – hier sollten auch die Mahlzeiten

eingenommen werden – und schritt dann in die Schloßbibliothek.
Zweimal drehte er den großen Schlüssel herum.
Die Schränke reichten bis zur Decke. Glas schützte wertvolle Bücher und Folianten vor dem Verstauben und dem Verfall.
Durch zwei hohe Fenster sickerte mattes Tageslicht. Die Bleiglasscheiben ließen nicht viel Helligkeit hinein.
Das Schloß besaß über dreißig Räume. Die meisten Zimmer waren zwar voll möbliert, standen aber leer. Niemand wohnte in ihnen. Jetzt erfüllten sie als Gästezimmer ihren Zweck. Es gab mehrere Bäder. Sie waren nachträglich eingebaut worden.
Vor einem schmalen Regal blieb Roman Willard stehen. Seine Hand fuhr über die linke Leiste, fand einen winzigen Holzhebel und drückte ihn nach unten.
Das Regal drehte sich, nachdem es einmal geknackt hatte.
Eine Öffnung gähnte Willard entgegen. Die Tür zu einem Geheimgang.
Roman Willard lachte kichernd. Diesen Teil des Schlosses kannten nur er und der unheimliche Bogenschütze, der in den Tiefen des Schloßkellers lauerte und auf ein Zeichen wartete.
Der Verwalter blieb auf der ersten Stufe stehen, griff nach rechts in eine Nische in der Wand und holte dort eine starke Taschenlampe hervor. Er schaltete sie ein und zog die Tür zu.
Roman Willard schlich die Treppe hinunter. Obwohl ihn hier niemand hörte, bemühte er sich doch, möglichst leise aufzutreten. Eine alte Gewohnheit, die er nicht ablegen konnte.
Im Halbkreis führte die alte Treppe nach unten. Es roch nach Moder und Verfall. Manche Steine waren locker. Feuchtigkeit hatte sich an den Wänden abgesetzt und im Laufe der Zeit eine Schimmelschicht gebildet.
Sie schimmerte hell, wenn der Lampenstrahl sie traf.
Der Verwalter erreichte das Ende der Treppe. Mehrere Gänge zweigten von hier aus ab. Sie führten zu unterirdischen Verliesen, die, wenn sie erzählen könnten, schreckliche Geschichten über Folterungen berichtet hätten. Das Mittelalter hatte auch in Sealford Castle seine Spuren hinterlassen.
Mal huschte eine Spinne vor dem hellen Lichtschein davon, dann war es ein dicker Käfer.
Roman Willard betrat den mittleren Gang. Er war der breiteste und führte ihn zu seinem Ziel.
Die Gewölbe hier unter der Erde strahlten die Kälte des Todes aus. Das Grauen lauerte in jedem Winkel, in jeder Ecke, in jeder Nische. Spinnweben hingen wie Schleier an der Wand oder zitterten in der Luft.
Irgendwo tropfte Wasser.

Hier unten war das Reich des unheimlichen Bogenschützen. Hier mußte er irgendwo lauern. Er versteckte sich immer woanders, aber er wußte genau, wann jemand kam.

Wieder passierte Roman Willard eine mannshohe Nische.

Da geschah es.

Plötzlich tauchte hinter ihm aus der Nische die Hand auf und legte sich schwer auf seine rechte Schulter.

Der Verwalter erschrak, blieb aber dann stocksteif stehen.

Ein hämisches Lachen erklang hinter ihm. »Ich hätte dich jetzt töten können.«

Willard lief eine Gänsehaut über den Rücken. Obwohl er mit dem unheimlichen Bogenschützen paktierte, hatte er doch Angst vor ihm.

Der Druck verschwand.

Roman Willard drehte sich um.

Das halbverweste Gesicht schimmerte grünlich leuchtend dicht vor seinen Augen. Gelbe Zähne bleckten ihn an. Der Bogenschütze hatte seinen Mund aufgerissen. Er hielt seine Waffe in der rechten Hand. Aus dem Köcher am Rücken schauten zahlreiche Pfeile hervor.

»Was willst du?« sprach das Gespenst den Verwalter an. »Soll ich wieder für dich töten?«

»Nicht für mich, für dich. Dir will man dein Reich nehmen. Darum zeige ihnen, wer der wahre Herr auf Sealford Castle ist.«

Der Bogenschütze nickte. Willard hatte genau den richtigen Ton angeschlagen. Wenn er dem Unheimlichen so kam, fraß der ihm aus der Hand.

»Was soll ich tun?« fragte der Bogenschütze.

»Noch nichts. Ich möchte nur, daß du dich bereit hältst und beobachtest. Du kennst die Schlupfwinkel in diesem Schloß, und ich überlasse es dir, wann und wo du zuschlägst. Die Leute, die heute eintreffen, haben alle etwas mit deiner Vertreibung zu tun. Du kannst schießen, auf wen du willst.«

Der Bogenschütze grinste, und sein Gesicht wurde noch fratzenhafter, als er die lappigen Lippen auseinanderzog.

Was der Verwalter sagte, war voll und ganz nach seinem Geschmack. Endlich konnte er sich rächen. Er würde es diesen Menschen zeigen, diesen verdammten Kreaturen, die ihn verflucht und zu ewigem Leben verdammt hatten.

Die Rache sollte fürchterlich sein…

Roman Willard merkte, was in dem Unheimlichen vorging, und er rieb sich in diebischer Vorfreude die Hände. Diese Leute würden ihr Leben aushauchen und nie mehr auf den Gedanken kommen, überhaupt dieses Schloß betreten zu wollen.

»Noch einmal«, sagte er zu dem Bogenschützen. »Du kannst schießen, auf wen du willst!«

Aus der Kehle der monströsen Gestalt drang ein gefährliches Knurren. Er packte die Waffe fester. Zwanzig Pfeile steckten in seinem Köcher. Zwanzig Todesbringer. Jeder Pfeil war genau ausgewogen, und er selbst war ein zielsicherer Schütze.

Der Verwalter nickte dem Unheimlichen noch einmal zu und zog sich dann zurück.

Roman Willard war froh, die unterirdischen Gänge verlassen zu können. Das war nicht sein Reich, obwohl er jeden Schlupfwinkel kannte. Hier fühlte er sich nicht wohl.

Bevor er die Treppe erreichte und nach oben ging, schaute er sich noch einmal um.

Die Konturen des Bogenschützen verschwammen in der Dunkelheit. Roman Willard hastete die Stufen hoch. Er legte die Taschenlampe wieder in die kleine Nische und drückte auch hier einen verborgenen Kontakt, der ihm die Tür öffnete.

Willard atmete auf, als er wieder in der Bibliothek stand. Seine Gestalt straffte sich, er zupfte seinen Rock zurecht und war wieder völlig der alte.

Seinetwegen konnte das Horror-Spektakel beginnen…

***

Die Gegend um Sealford war so, daß man sie mit dem Begriff »Hier ist die Welt noch in Ordnung« umschreiben konnte. Grüne Hügel, dichte Wälder, saubere Dörfer, hier und da ein kleiner Bach, der gurgelnd eine Wiese teilte, kaum Industrie, dafür saubere Straßen.

Vor Nottingham fuhren wir ab. Bill saß neben mir, und seine Frau hatte es sich mit dem kleinen Johnny im Fond des Bentley bequem gemacht. Johnny war die Fahrt über sehr ruhig gewesen. Er hatte nicht geweint und nicht genörgelt, sondern gespielt. Manchmal hatte Sheila ihm Kinderlieder vorgesungen, und der kleine Mann lauschte mit offenem Mund.

Dann erreichten wir Sealford.

Ein sauberes Städtchen lag vor uns, mit kleinen Häusern, gepflegten Vorgärten und zahlreichen Geschäften. Wir mußten durch den Ort fahren und fragten dann einen Einheimischen nach Sealford Castle.

Der Mann beschrieb uns freundlich den Weg.

Ich fuhr weiter.

Wir passierten auch Lennox’ Inn und gelangten auf eine schmale Straße, die mitten durch den Wald führte. Ich hatte die Scheiben nach unten gleiten lassen, so daß die frische Luft in den Wagen strömte. Die Vögel sangen, die Luft schmeckte noch nach Sauerstoff, und ich kam mir mit meinem Wagen direkt als Umweltzerstörer vor.

»Hier könnte man sogar Urlaub machen«, meinte Sheila, und der kleine Johnny krähte vergnügt.

Bill nickte. »Worauf du dich verlassen kannst. Aber die Fassade trügt. Denk mal an den Bogenschützen.«

Daraufhin schwieg Sheila.

Allein auf weiter Flur waren wir jedoch nicht. Ein paarmal schon war mir im Rückspiegel der feuerrote Mercedes aufgefallen, der mit wesentlich höherer Geschwindigkeit fuhr, als zugelassen war. Der Wagen schnitt die Kurven, kümmerte sich einen Dreck um Verkehrsregeln und kam uns bedrohlich näher.

»Ist der wahnsinnig?« knurrte Bill, der das Fahrzeug ebenfalls im zweiten Außenspiegel bemerkt hatte.

Ich ging etwas vom Gas.

Das trompetenhafte Schmettern eines Dreiklanghorns zerriß die Stille um uns. Dann blendete der Mercedes hinter uns auf. Er wollte mich zwingen, ihn vorbeizulassen.

Doch so hatten wir nicht gewettet. Ich fuhr zwar äußerst links, mehr aber auch nicht.

Der Mercedes drückte sich vorbei. Er selbst rasierte mit dem rechten Vorder- und Hinterreifen dicht am Straßengraben entlang, ging aber mit der Geschwindigkeit nicht herunter. Die Reifen wühlten Gras- und Lehmstücke auf und schleuderten sie hoch.

Dann war er vorbei.

»Idiot«, sagte Sheila völlig undamenhaft.

Bill und ich hatten einen Blick in das Innere des überholenden Fahrzeugs werfen können.

Drei Typen saßen darin.

Einer von ihnen fiel wegen seiner weißblonden Haare besonders auf.

Bill räusperte sich.

»Der Mann ist mir jetzt schon sehr sympathisch«, kommentierte Sheila.

»Mir auch«, sagte ich.

Wir alle drei wußten, was wir von dem Blondhaarigen zu halten hatten.

Der Weg führte schon bald bergauf. Wir ließen den Wald hinter uns, und nach einer weitgeschwungenen Kehre sahen wir das Schloß auf der Hügelkuppe vor uns liegen.

Es bot einen fantastischen Anblick.

Die beiden alten Türme waren zwar verfallen, aber das Haupthaus stand noch. Es wurde von einer Mauer umgeben, die gleichzeitig den Schloßhof eingrenzte.

Auf dem Hausdach flatterte die Fahne Englands.

»God save the Queen«, sagte Bill, worauf Sheila, die Königstreue, meinte: »Du sollst nicht spotten.«

Ich fuhr wegen der Serpentinen langsamer. Hoch in der Luft kreisten zwei Bussarde und beobachteten mit ihren scharfen Augen, was auf

dem Boden an Kleintieren herumlief.

Zwei Minuten später waren wir da.

Das Tor zum Schloßhof stand weit offen. Bevor wir noch hindurchfuhren, sahen wir das leuchtende Rot des Mercedes. Ein Kerl, der wie ein Catcher aussah, lehnte lässig am linken Kotflügel und kaute auf einem Streichholz.

»Herrliche Aussichten«, meinte Bill. »Den findest du sicherlich in eurer Kartei.«

Ich nickte.

Auf der großen Treppe erschien ein Diener im Frack. Er winkte mich ein, und ich stellte meinen Bentley neben dem Mercedes ab. Der Aufpasser bekam Stielaugen.

Der Motor verstummte, und wir stiegen aus.

Der Diener schritt auf unseren Wagen zu. »Welche Herrschaften darf ich melden?« fragte er steif.

Bill sagte es.

»Sehr wohl, Sir.«

Sheila nahm Johnny auf den Arm.

Der Kerl am Mercedes grinste und sagte: »Brich dir ja keinen ab, du Stockfisch.«

Der Butler zuckte mit keiner Wimper. Er schritt neben Sheila auf den Eingang zu.

Ich hatte inzwischen die Kofferraumklappe geöffnet und stellte unser Gepäck heraus.

Zwei Bedienstete hatten dies gesehen. Sie liefen aus dem Haus und eilten die Stufen herab.

Weder Bill noch ich brauchten einen Koffer zu tragen. Doch um mein Handgepäck kümmerte ich mich selbst. Meinen Einsatzkoffer ließ ich nicht aus den Fingern.

Bill hatte mich mit angemeldet, und sein Wunsch war ohne Nachfrage akzeptiert worden. Dieser Gilbert du Pré hatte schließlich auch seine Leute mitgebracht.

Bill war mit den beiden Gepäckträgern schon vorausgegangen. Ich schritt als letzter und mußte auch an dem am Kotflügel lehnenden Kerl vorbei.

Er sprach mich an, als ich auf gleicher Höhe mit ihm war. »Bist du der Typ, der so jämmerlich fährt, Mister?«

Ich blieb stehen. Der Knabe grinste mich frech an. Er hatte einen Eierkopf mit spärlichem Haarwuchs und eine Gestalt wie ein Ringer.

»Im Gegensatz zu Ihnen halte ich mich an die Verkehrsregeln und habe meinen Führerschein auch nicht von einem Versandhaus bekommen«, konterte ich.

Das konnte der Bursche nicht vertragen. Er lief rot an. »Hör zu, Mister, du darfst alles, nur nicht frech werden, sonst poliere ich dir

nämlich deine Schnauze. Und irgendwo habe ich deine Visage schon einmal gesehen. Du kommst mir bekannt vor.«

Ich blieb ruhig. »Gehören Sie zu Mr. du Pré?«

»Ja.«

»Dann werde ich ihm sagen, daß er seinen Wachhunden mal bessere Manieren beibringen soll.«

Ohne Vorwarnung schlug der Eierkopf zu. Ich ging jedoch schnell einen Schritt nach hinten, so daß der Schlag ins Leere zischte. Die nachfolgende Faust donnerte dann gegen meinen Koffer. Er besaß eine Stahlblecheinlage und war ziemlich stabil. Nicht gerade gut für die Knöchel des Schlägers.

Der Mann verzog das Gesicht.

»Dich mache ich fertig«, versprach er.

Er konnte seinen Vorsatz nicht mehr in die Tat umsetzen, denn der Butler erschien an der Eingangstür, um nach mir zu schauen.

»Ich komme!« rief ich ihm zu.

Der Schläger aber knurrte: »Wir sprechen uns noch, Mister, darauf kannst du dich verlassen.«

»Würde mich freuen.«

Leichtfüßig schritt ich die Treppe hoch. Jede Stufe hier atmete Geschichte. Der Butler hielt mir die Tür auf, und ich betrat eine Halle, in der bereits einige Personen versammelt waren.

Ich wurde bekannt gemacht.

Der Blondhaarige fiel mir besonders auf. Gilbert du Pré trug ein weißes Leinenjackett und eine dunkelblaue Hose. Sein Gesicht zeigte die Solariumbräune, die bei einigen Typen in ist, und sein Rasierwasser war so aufdringlich, daß mir fast schlecht wurde. Die kalten blauen Augen musterten mich abschätzend, und am kleinen Finger der linken Hand blitzte ein hochkarätiger Diamant.

Neben ihm stand sein zweiter Gorilla. Sein Gesicht schien nur noch aus Narben zu bestehen. Säure mußte ihm die Haut verätzt haben. Ich hatte schon öfter solche Leute gesehen.

Du Pré reichte mir die Hand. Ich erwiderte den Druck, lächelte und fragte gleichzeitig: »Gehört der Kerl da unten zu Ihnen?«

»Ja…« Er dehnte die Antwort, und in seinen Augen blitzte das Mißtrauen auf.

»Dann bringen Sie ihm demnächst bessere Manieren bei.«

»Was hat Atkins denn getan?«

»Das wird er Ihnen sicherlich selbst sagen.«

Der Kerl mit den Narben hieß Scarface. Wie auch anders. Denn Scarface bedeutet nun mal Narbengesicht. Der Mann übersah meine Hand. Der graue Anzug paßte nicht zu ihm.

Dann lernte ich Mason Price kennen und erfuhr, daß er als Anwalt fungierte.

Price war ein unscheinbarer Mann mit einem leichten Buckel, langen grauen Haaren und einem Kneifer auf der Nase. Doch die Augen blitzten hinter den Gläsern hellwach.

Blieb nur noch der Verwalter.

Er hieß Roman Willard.

Ich merkte sofort, daß wir Feinde waren. Dazu brauchten wir uns nur anzusehen. Dieses Nichtleidenkönnen konnte auch sein Lächeln nicht verbergen.

Sein Händedruck war schlaff.

Nachdem ich alle kennengelernt hatte, bekamen wir einen Begrüßungsdrink.

Ein junges Mädchen in schwarzem, engem Kleid und mit weißer Schürze ging mit dem Tablett herum.

Die Augen einiger Männer blitzten auf, denn die Kleine strahlte wirklich einen brandheißen Sex aus.

Gilbert du Pré, der Engländer mit dem französischen Namen, hielt das Mädchen am Arm fest. »Habe gar nicht gewußt, daß hier so etwas Süßes herumläuft«, sagte er und warf Sheila anschließend einen Blick zu.

»Bitte, Sir, möchten Sie ein Glas trinken?« fragte das Mädchen. Es wußte nicht, was es machen sollte.

»Aber natürlich, Kleines. Wie heißt du denn?«

»Mein Name ist Polly.«

»Ach, wie hübsch.« Du Pré streichelte der Kleinen über den Rücken und ließ sie weitergehen.

Dann stand Polly vor mir. Ich sah Tränen in ihren Augen schimmern und lächelte.

Sie erwiderte das Lächeln.

»Alles klar?« fragte ich.

»Jetzt ja.«

Roman Willard schaute die Kleine ebenfalls an, als wolle er sofort mit ihr ins Bett gehen. In welch eine Gesellschaft waren wir da nur reingeraten?

Bill und ich wechselten einen Blick. Der Reporter hatte sein Gesicht verzogen. Es zeigte einen finsteren Ausdruck. Sheila stand neben ihm. Sie hatte kein Glas genommen, sondern hielt den kleinen Johnny auf dem Arm. Er war eingeschlafen und nuckelte an seinem Daumen.

Mason Price, der kleine Anwalt, fühlte sich als Sprecher für alle. Er formulierte den Begrüßungstext. »Seien Sie uns herzlich auf Sealford Castle willkommen, Ladies and Gentlemen. Ich hoffe, Sie werden sich nicht nur wohl fühlen, sondern auch zu einer Einigung gelangen.«

»An mir soll's nicht liegen«, trompetete du Pré und trank sein Glas in einem Zug leer. Irgendwie hatte er an Sheila einen Narren gefressen. »Was machen Sie eigentlich hier, schöne Frau?« fragte er grinsend.

»Dieser, schönen Frau gehört ein Drittel dieses Schlosses«, sagte Bill Conolly scharf. »Und jetzt verbieten wir uns Ihre Belästigungen, Mr. du Pré.«

»Kann die Süße nicht für sich selbst reden?« spottete er. »So vornehm, wie sie tut, ist sie gar nicht.«

Bill Conolly lief rot an.

Die anderen sahen betreten zu Boden. Keiner wagte, gegen den Kerl aufzumucken. Außerdem fühlte er sich durch Scarface gedeckt. Du Pré brachte sein Gangstergehabe auch mit auf dieses Schloß.

Und das wiederum gefiel mir nicht. Ich bin ein toleranter Mensch, doch es gibt einen Punkt, da ist auch meine Toleranz vorbei. Dieser Punkt war nun erreicht. Jemand mußte diesen du Pré in die Schranken weisen, sonst drehte er noch durch. Mit dem Narbengesicht würde ich schon fertig werden.

Um zu Sheila Conolly zu gelangen, mußte der Buchmacher an mir vorbei. Als er auf gleicher Höhe war, sagte ich leise, aber doch laut genug, daß alle es hören konnten: »Jetzt reicht es, Mr. du Pré. Keinen Schritt mehr!«

Der Buchmacher blieb tatsächlich stehen. Langsam drehte er den Kopf nach rechts, damit er mich anschauen konnte. »Haben Sie da gekläfft, Mister?«

»Ich war so frei!«

»Scarface!« Der Befehl klang wie ein Pistolenschuß.

Und das Narbengesicht schlug zu. Beide Fäuste wuchtete Scarface von oben nach unten, wollte mich sofort entscheidend treffen und alles klarmachen.

Ich tauchte, drehte mich gleichzeitig zur Seite weg, und dann kam mein Konter.

In mir hatte sich eine ziemliche Portion Wut aufgestaut. Scarface hatte wohl nicht mit einer Gegenaktion gerechnet. Meine Rechte riß ihm den Kopf in den Nacken. Das Narbengesicht taumelte, fiel gegen einen Stuhl und klatschte darauf nieder. Sein Blick war leicht glasig. Trotzdem griff er unter sein Jackett.

Du Prés Befehl stoppte ihn. »Laß das!«

Narbengesicht gehorchte.

Der Buchmacher aber schaute mich an. »Das, Mister, haben Sie nicht umsonst gemacht«, flüsterte er drohend. »Dafür bekommen Sie noch die Quittung.«

»Die unterschreibe ich aber mit«, erwiderte ich. »Sie können es meinetwegen als Warnung auffassen, aber lassen Sie die Lady in Ruhe.«

Von draußen hörten wir das Klappen einer Autotür.

»Das wird Mr. Custer sein«, sagte der Butler und eilte zur Tür. Er zog die rechte Hälfte auf, und ich konnte einen Blick nach draußen

werfen.

Ein schwarzsilberfarbener Rolls Royce Silver Shadow war in den Hof gefahren.

Er gehörte in der Tat Jerry F. Custer.

Zwei Bedienstete eilten hinaus, um den Custers das Gepäck abzunehmen.

Ich ging zu Bill und Sheila.

»Ich hätte diesen Kerl auch zusammengedroschen!« flüsterte mir Bill zu.

Soeben erhob sich das Narbengesicht aus seinem Stuhl. Der Kerl warf uns finstere Blicke zu. Auf ihn würden wir verdammt achtgeben müssen. Wir hörten die Stimmen von draußen.

»Schaffen Sie das Gepäck nach oben!« Der Stimme nach war mir dieser Custer schon unsympathisch. Sie klang arrogant und überheblich. Eine Frau lachte girrend. Custer war mit Gattin erschienen.

Die Kofferträger schleppten sich einen ab, als sie durch die Halle gingen und die breite, nach oben führende Treppe ansteuerten.

Wir alle hielten den Atem an und warteten gespannt. Eine Minute später hatte er seinen Auftritt.

Jerry Fitzgerald Custer kam!

***

Er trat auf wie der King. Einen Schritt hinter der Schwelle blieb er stehen und schaute sich um.

Eisgraue Augen sahen uns an. Der Mund wies einen zynischen Zug nach unten auf. Der Kopf war kantig und das schneeweiße Haar zu einer Bürste geschnitten. Custer schätzte ich auf sechzig Jahre, und sein gut geschnittener grauer Anzug kaschierte den Bauchansatz. Die Krawatte war taubenblau, bestand aus schwerer Seide und zeigte in der Mitte eine Perle.

»Guten Tag. Mein Name ist Custer«, sagte Jerry F. Dann deutete er auf die Dame neben sich und sagte: »Das ist meine Frau!«

Sie war bestimmt fünfunddreißig Jahre jünger als er, hatte ihr rabenschwarzes Haar zu einem Lockenturban frisiert, trug einen dieser modernen, flachen Hüte auf der Frisur und ließ von einem Schleier die Hälfte ihres Gesichts bedecken. Vielleicht fand sie es schick. Trotz des warmen Wetters hatte sie eine Nerzstola umgehängt. Sie hielt sie mit der linken Hand vor der Brust zusammen, und ich sah an den Fingern zahlreiche Ringe funkeln.

Dann machten die Custers ihre Runde. Sie gaben jedem die Hand. Sheila war nicht gerade die Freundin von Mrs. Custer, das konnte man sehen. Die Frau flüsterte jedem ihren Vornamen zu.

Bei mir blieb sie etwas länger stehen und meinte: »Oh.«

Ich lächelte höflich.

»Mein Name ist Madelaine. Ich komme aus Paris.« Sie gab ihrer Aussprache einen zischenden Tonfall, der wohl auf die Französin hindeuten sollte.

»Wie angenehm«, sagte ich artig.

»Wir werden uns bestimmt noch öfter sehen, Mr. Sinclair«, sagte sie und ging weiter.

Ich verdrehte die Augen. Nur das nicht.

Sheila stieß mich an. »Die will was von dir«, sagte sie und lachte leise.

Ich nickte. »Das Gefühl habe ich leider auch.«

Bill grinste. »Trag es mit Fassung, du begehrter Junggeselle.«

Nur der kleine Johnny hatte von dem ganzen Trubel nichts mitbekommen. Er schlief selig.

Nachdem die Ehrenwerten vorbei waren, übernahm der Verwalter Roman Willard das Wort. »Ich danke Ihnen, daß Sie so pünktlich erschienen sind, Ladies and Gentlemen, und ich möchte Ihnen jetzt ihre Zimmer anweisen lassen. Ed Morris, der Butler, wird sie Ihnen zeigen. Bitte folgen Sie ihm.«

Die Gruppe schritt auf die Treppe zu. Ich hielt mich mit den Conollys am Schluß.

»Was sagst du?« fragte Bill.

»Schätze, es wird ein munteres Wochenende«, gab ich zurück.

»Darauf kannst du Gift nehmen.« Bill trug jetzt den Kleinen. Er war Sheila zu schwer geworden.

Sie wandte sich an mich. »Ich bin froh, daß du mitgekommen bist.«

»Ja, die Typen sind gefährlich.«

Unsere Zimmer lagen, wie auch die Räume der anderen, im ersten Stock. Es waren die letzten in dem langen, breiten Gang, der an seinem Ende einen Rundbogen aufwies.

Bevor wir in die Räume gelassen wurden, sagte Willard noch, daß er uns in zwei Stunden zum Dinner im Rittersaal erwarte.

Ich betrat mein Zimmer. Die Conollys bezogen das daneben.

Der Raum war sehr großzügig und modern eingerichtet. Eine Tür führte ins Bad. Auf einer antiken Kommode stand ein Fernsehapparat. Ein Stilbruch wie im Bilderbuch.

Das Bett besaß einen Himmel aus Brokatstoff und lud zum Schlafen ein. Ich stellte den Koffer ab und besichtigte das Bad. Die Dusche stach mir sofort ins Auge.

Ich fühlte mich nach der langen Fahrt verschwitzt, zog mich aus und stieg erst einmal unter die Wasserstrahlen.

Da hatte ich mich wirklich in eine illustre Gesellschaft eingekauft. Diese Typen, die ich kennengelernt hatte, waren schon schlimm genug. Nun kam aber noch eine unbekannte Größe hinzu.

Der unheimliche Bogenschütze!

Gab es ihn? Existierte er? Gesehen hatte ich noch nichts von dieser Horror-Gestalt, man mußte vielleicht die Dunkelheit abwarten. Da würde er sich unter Umständen zeigen.

Ich nahm mir vor, in der kommenden Nacht nicht zu schlafen.

Nach einigen Wechselduschen stieg ich aus dem Becken und trocknete mich ab. Die frischen Handtücher dufteten nach einem Parfüm, das mir gegen den Strich ging.

Als Kleidung wählte ich eine bequeme Jacke, Hemd und Cordhose. Sicherlich würde Custer im Smoking zum Essen erscheinen, doch das war mir egal. Ich mußte mich frei fühlen und wollte mich nicht in Gesellschaftskleidung einengen.

Dann öffnete ich den Koffer.

Dort lag alles bereit.

Beretta, Dämonenpeitsche, Silberdolch und andere Waffen. Die Pistole steckte ich ein und auch den silbernen Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte. Wenn Bill Conolly sich bewaffnen wollte, würde er es mir schon früh genug sagen.

Ich klappte den Deckel zu und verschloß den Koffer. Anschließend trat ich ans Fenster und schaute nach draußen.

Einige Yards hinter dem Schloß fiel das Gelände ziemlich steil ab. Der Boden war dort felsig. Zähe Baumwurzeln hatten sich in die Felsen gekrallt und trotzten aller Unbill der Natur. Das Dorf Sealford konnte man nicht sehen. Es lag in der entgegengesetzten Richtung. Ich glaubte aber, in der Ferne durch das Grün der Landschaft einige rote Hausdächer schimmern zu sehen.

Dann entdeckte ich Atkins!

Er marschierte an der Rückseite des Schlosses entlang, schaute zufällig hoch, und ich sah keinen Grund, wie ein ertappter Dieb vom Fenster wegzutreten.

Unsere Blicke kreuzten sich.

Atkins’ Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Er hob den Arm und ballte die Hand zur Faust.

Ich verstand die Geste. Mit ihm und Scarface hatte ich mir zwei Todfeinde geschaffen.

Trotz dieser Einsicht ließ ich mich nicht davon abhalten, eine Mütze voll Schlaf zu nehmen. Ich wußte nicht, was noch alles auf mich zukam, und da konnte es wirklich nicht schaden, ausgeruht zu sein. Ich lag kaum in dem weichen Himmelbett, als mir die Augen schon zufielen.

***

Die eine Stunde Schlaf hatte mir tatsächlich gutgetan. Pünktlich meldete sich der Wecker.

Ich stand auf. Die Kleidung hatte ich anbehalten. Ist zwar nicht die feine englische Art, doch wenn etwas passierte, war ich sofort einsatzbereit und brauchte mich nicht erst umzuziehen.

Ich wusch mir noch einmal das Gesicht, machte ein paar Lockerungsübungen und trat ans Fenster.

Es war bereits später Nachmittag. Die Sonne war weitergewandert und würde bald verschwunden sein.

Ich verließ mein Zimmer und klopfte bei den Conollys an.

Bill öffnete. »Komm rein«, sagte er.

Die Conollys besaßen zwei Räume. Bill deutete auf eine geschlossene Tür. »Sheila macht sich noch zurecht.«

»Und Johnny?«

»Schläft wie ein Murmeltier. Der Kleine war müde. Kein Wunder nach der langen Fahrt.«

Ich hoffte nur, daß er auch die Nacht durchschlief.

»Möchtest du etwas trinken?« fragte Bill Conolly. Er trug einen dunkelblauen Anzug, der wie ein Smoking geschnitten war.

»Ein Martini könnte nicht schaden.«

Bill grinste. »Alles da.«

»Hat dich Sheila zu der Kleidung vergattert?«

Der Reporter nickte. »Ja, es hat einen Kampf gegeben. Aber komm mal gegen die Frauen an.«

Ich nickte. »Da hast du recht.«

Wir tranken und rauchten eine Zigarette. Ich fragte Bill, ob er eine Waffe haben wolle.

»Nein, noch nicht. Ist ja nichts passiert.«

»Sicher.«

Die Tür zum Schlafraum wurde behutsam geöffnet, und Sheila kam.

Ich stand auf. »Mann«, flüsterte ich ehrfurchtsvoll. »Da hast du dich aber in Schale geworfen.«

»Man muß was tun.«

Sheila trug ein rotes, langes Kleid mit ovalem Ausschnitt. Er deckte den Ansatz der Brüste noch soeben ab. Um den Hals hatte Sheila eine schlichte Perlenkette gelegt. Das blonde Haar schimmerte seidig, war wohl frisiert und zu einer Innenrolle gelegt.

Die anderen Männer würden staunen, wenn sie Sheila so sahen.

»Können wir?« fragte sie.

Bill nickte. »Was macht Johnny?«

»Der ist nicht wachzukriegen.«

Wir verließen das Zimmer. Bill reichte seiner Frau den Arm. Ich blieb hinter den beiden, als wir den Gang hinunterschritten und auf die Treppe zugingen.

Wir waren die letzten.

Ed Morris, der Butler, erwartete uns am Ende der Treppe. Er zuckte

mit keiner Wimper, als er Sheila sah, sondern deutete nur eine Verbeugung an.

Ein Gentleman der alten Schule, dieser Butler.

»Darf ich Sie in den Rittersaal begleiten?« fragte er.

»Sie dürfen, Meister!« Bill grinste.

Ed Morris ging voraus. Er hielt uns die Tür offen. Wir durchquerten einen Gemälderaum. Die Bilder an den Wänden zeigten wilde Schlachtszenen. Das Parkett glänzte, daß man sich darin spiegeln konnte.

Die große Flügeltür zum Rittersaal stand offen.

Die anderen Gäste hatten bereits an der langen Tafel Platz genommen. Alle Köpfe drehten sich, als Sheila und Bill Conolly den Rittersaal betraten.

»Ah, welch ein Glanz in diesem Schloß!« rief Gilbert du Pré in übertriebener Form. »Seien Sie uns willkommen.«

Auch die Augen des Verwalters glänzten, als sein Blick auf Sheila ruhte.

Custer schaute sie ebenfalls an, und nur Madelaine hatte den Kopf gesenkt.

Sheila stach sie glatt aus, obwohl sich Custers Gattin umgezogen hatte. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid, durch das viel von ihrer weißen Haut schimmerte.

Ed Morris rückte dem Ehepaar Conolly zwei Stühle zurecht. »Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?«

»Danke.« Sheila lächelte.

Bill saß links neben ihr, während sie als rechten Tischnachbarn Gilbert du Pré bekam. Das behagte Sheila sicherlich nicht.

Auch für mich hatte man einen Platz reserviert.

Neben Madelaine Custer.

Ausgerechnet da. Ich machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und nahm lächelnd Platz.

»Ich habe Ihnen den Platz extra freigehalten«, bemerkte sie und gönnte mir einen sündigen Augenaufschlag.

»Wie nett.«

Meine Kleidung schien sie nicht zu stören, im Gegensatz zu den anderen. Jerry F. Custer und Roman Willard warfen mir mißbilligende Blicke zu, und du Pré konnte mich sowieso nicht leiden.

Ich saß mit dem Rücken zur Wand hin. Mir gegenüber hatten die Conollys und du Pré Platz genommen. Links neben mir saß das Ehepaar Custer, und Roman Willard trug ebenfalls einen Smoking. Er hatte seinen Platz an der Stirnseite der langen Tafel.

Sie war festlich gedeckt. Allerdings gab es noch zwei freie Plätze. Einen auf jeder Seite.

Sie wurden drei Minuten später von du Prés Leibwächtern

eingenommen. Atkins hockte sich neben mich, während Scarface gegenüber Platz nahm.

In seinem narbenbedeckten Gesicht zuckte kein Muskel, während Atkins mich anstarrte wie ein Tiger.

So, daß niemand es hören konnte, flüsterte er mir ins Ohr: »Ich werde dich noch fertigmachen, Mister. Darauf kannst du dich verlassen.«

Eine Antwort bekam er von mir nicht, dafür spürte ich Mrs. Custers Knie an meinem Bein. Sie rieb es leicht hin und her, und mir war längst klar, was sie wollte. Der alte Custer schien sie wohl nicht mehr bei Laune halten zu können.

Das Essen wurde aufgetragen.

Ed Morris stand an der Tür, als habe er einen Ladestock verschluckt. Seine Blicke glitten immer wieder durch den großen Raum und tasteten auch über die Galerie, die sich über meinem Rücken befand.

Polly brachte Getränke, während zwei Männer die Vorspeise servierten.

Wir konnten zwischen verschiedenen Dingen wählen. Ich entschied mich für einen Spargelcocktail.

Er mundete vorzüglich, ebenso wie die Kresserahmsuppe, die auch Atkins aß. Sein Schlürfen fiel mir auf die Nerven.

Es wurde auch geredet, doch das eigentliche Thema, den Bau der Straße und den Verkauf des Schlosses, schnitt niemand an. Auch Custer nicht. Er war viel zu sehr mit seinem Essen beschäftigt.

Madelaine Custer hatte ihre Bemühungen noch nicht aufgegeben. Hin und wieder versuchte sie, ein Gespräch anzufangen, wobei sie manchmal wie unbeabsichtigt ihre Hand auf meinen Oberschenkel legte, sie aber sofort wieder zurückzog.

Manchmal drehte sie sich auch in meine Richtung, und dann klaffte der Tropfenausschnitt ihres Kleides stets ein wenig auseinander, so daß ich zwangsläufig einige recht nette Einblicke bekam.

Nach der Suppe wurde das Hauptgericht aufgetragen. Die Schüsseln standen bereits auf Warmhalteplatten bereit, waren aber noch abgedeckt.

Man verwöhnte uns mit Wild.

Zarter Reh- und Hirschbraten, dazu Waldpilze und mehrere Kompottsorten, mit Preiselbeeren garniert. Die Kroketten schmeckten mir nicht, das Fleisch dafür um so besser.

Neben mir fraß Atkins wie ein Geier. Die Kleidung machte es eben auch nicht immer.

Und dann stieß Sheila einen erstickten Schrei aus.

Augenblicklich hörten alle auf zu essen und schauten die Frau meines Freundes an.

»Was ist, Mrs. Conolly?« fragte Jerry F. Custer.

Sheila lächelte fade. »Oben auf der Galerie habe ich eine Bewegung bemerkt. Ein Augenpaar und…« Sie brach ab.

»Ach«, sagte Custer, »da ist niemand. Oder, Morris?«

»Nein, Sir, dort oben ist niemand«, entgegnete der Butler.

Mir entging nicht das wissende Lächeln des Verwalters, und ich fühlte mich auf meinem Platz plötzlich nicht mehr wohl.

Wußte Roman Willard mehr als die anderen?

Ich beschloß, den Verwalter nicht aus den Augen zu lassen.

Du Pré lachte plötzlich auf. »Wir sind ja in einem Schloß«, sagte er, »das hätte ich fast vergessen. Natürlich war dort jemand. Hier gibt es doch Geister.« Er schaute in die Runde, doch niemand stimmte ihm zu. Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Vielleicht ist es sogar der unheimliche Bogenschütze gewesen.«

Sofort ging Madelaine Custer auf die Bemerkung ein. »Der unheimliche Bogenschütze?« Sie beugte sich vor und stützte beide Ellenbogen auf den Tisch. Ich war vergessen. »Erzählen Sie, Mr. du Pré. Was hat es mit dem geheimnisvollen Bogenschützen auf sich?«

»Lesen Sie keine Zeitungen?«

»Nein, das überlasse ich meinem Mann.« Sie leerte ihr Weinglas mit einem Schluck.

Jerry F. Custer stieß sie an. Er trug jetzt eine Brille, und seine Augen funkelten hinter den Gläsern. »Laß die Fragerei, Madelaine.«

»Aber warum denn, Darling? So etwas finde ich ungeheuer aufregend. Wirklich.«

»Ihre Frau hat recht, Mr. Custer. Warum sollen wir nicht über das Gespenst sprechen? In den Zeitungen stand zu lesen, daß dieser geheimnisvolle Bogenschütze bereits zwei Menschen gekillt hat. Hier lauert ein Mörder, Mrs. Custer.«

»Aber Darling, davon hast du mir ja gar nichts erzählt«, sprach sie ihren Gatten an. »So etwas verschweigst du mir? Du weißt doch, wie gerne ich Horror-Geschichten höre und lese.«

»Es gibt keinen Bogenschützen«, knurrte Custer tief in der Kehle. »Das ist alles Quatsch.«

Bill und ich wechselten einen Blick. Sheila hielt den Kopf leicht gesenkt und schaute auf ihren leeren Teller.

Madelaine Custer war noch nicht fertig. Sie hatte in Roman Willard ein neues Opfer gefunden. »Aber Sie müssen doch mehr wissen, Mr. Willard. Sagen Sie es mir.«

Der Verwalter hob die Schultern und legte sein Gesicht in bedauernde Falten. »Die Zeitungen schreiben viel, doch ich selbst habe den unheimlichen Bogenschützen noch nie gesehen. Ich kenne zwar die Legende, die sich um ihn rankt, aber…«

»Erzählen Sie bitte.« Madelaine Custer zappelte wie ein kleines Kind.

»Später vielleicht, Madam. Wenn wir beim Dessert sitzen. Wissen Sie,

dazu muß man die äußerliche Stimmung haben. Wenn es draußen dunkelt, wenn die Tiere des Waldes erwachen, wenn Sie das Schreien des Käuzchens hören…«

Madelaine verzog das Gesicht. »Huch«, sagte sie, »hören Sie auf. Mich gruselt es jetzt schon.«

Custer schüttelte nur den Kopf.

Roman Willard gab dem Butler ein Zeichen und sagte: »Sie können das Dessert auftragen lassen.«

»Sehr wohl, Sir.«

Doch dazu kam es nicht mehr.

Alle wurden überrascht – ich auch.

Ich hörte noch das pfeifende Geräusch, dann einen dumpfen Laut, dem ein Röcheln folgte, und im nächsten Augenblick fiel Atkins neben mir mit dem Gesicht in seinen Teller.

Sein Rücken bildete eine Krümmung. Und genau in der Mitte steckte ein Pfeil!

***

Ich federte von meinem Stuhl hoch, während die anderen wie erstarrt sitzen blieben.

Sie waren vor Entsetzen stumm.

Das Sitzmöbel hinter mir bekam Übergewicht und fiel um. Das dumpfe Geräusch war wohl das Startzeichen, denn Madelaine Custer fing an, gellend zu kreischen. Sie hatte die Arme hochgerissen, die Hände gegen die Ohren gepreßt und schrie wie verrückt.

Das hörte ich zwar, sah die Frau jedoch nicht, da ich bereits auf die Treppe zurannte, die hoch zur Galerie führte. Denn nur von dort konnte der Pfeil abgeschossen worden sein.

Auf halber Treppe vernahm ich den scharfen Ruf. »Scarface! Hinterher, los!«

Ich kümmerte mich nicht um du Prés Leibwächter, zog meine Beretta und rannte in einen Gang hinein, der parallel zu den unten liegenden Räumen verlief.

Die Zeit brannte mir auf den Nägeln. Aber auch das Gefühl einer Furcht spürte ich, denn ich hatte selbst gesehen, wie hinterlistig dieser geheimnisvolle Schütze reagierte.

Er schoß ohne Warnung – und in den Rücken.

In der Mitte des Ganges blieb ich stehen.

Von dem Bogenschützen sah ich nichts.

Dafür jedoch von Scarface. Er stürmte die Stufen hoch und hielt einen schweren Magnum Revolver in der rechten Hand. Wie ein Irrer riß er die Türen auf und sprang jeweils in die dahinterliegenden Zimmer hinein, um sich dort umzuschauen.

»Lassen Sie das«, sagte ich, »es hat sowieso keinen Zweck.«

Scarface starrte mich an. Beide hielten wir unsere Waffen in den Fäusten. Mir schien es, als wolle er mich erschießen.

Ich hob die Beretta um eine Idee an…

Narbengesicht atmete tief ein, spie aus, drehte sich dann um und schritt den Weg zurück.

Ich folgte ihm langsam.

Es würde nichts bringen, jetzt wie ein Wilder zu suchen, denn dieses Schloß besaß sicherlich zahlreiche Geheimgänge, durch die der Unbekannte hatte verschwinden können. Da konnte ich tagelang suchen, ohne ihn zu finden. Ich mußte eben – wenn er sich noch einmal zeigte – schneller sein.

Das war alles.

Die Gäste sprachen erregt durcheinander.

Bill stürmte auf mich zu. »Hast du ihn gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Verdammt«, knurrte der Reporter.

Sheila war blaß geworden. »Ich gehe hoch zu Johnny«, sagte sie. »Ich möchte ihn nicht allein lassen.«

Bill wollte sie begleiten, doch Sheila wehrte ab.

Ich gab ihr meine Beretta.

»Und du?«

»Im Koffer liegt noch eine zweite«, antwortete ich.

Sheila ging.

Der Tote lag noch immer so da, wie es ihn getroffen hatte. Gilbert du Pré war aufgesprungen. Er starrte auf den Rücken, wo der Pfeil steckte. Langsam breitete sich ein Blutfleck aus.

Madelaine Custer schluchzte hysterisch. Ihr Mann war grau im Gesicht geworden. Wie festgewachsen hockte er auf seinem Platz und schob die Unterlippe vor.

Scarface stand herum wie bestellt und nicht abgeholt, und Ed Morris, der Butler, schluckte so sehr, daß sein Adamsapfel hin- und herhüpfte.

»Dann müssen wir wohl die Polizei benachrichtigen«, sagte Custer. »Übernehmen Sie das, Morris.«

Ich hatte gar nicht richtig hingehört, denn ich beobachtete Roman Willard.

Der tupfte sich mit einer Serviette die Lippen ab, und ich glaubte, in seinen Augen ein spöttisches Funkeln zu erkennen.

Was wußte er?

Madelaine Custer schluchzte auf. »Ich will hier weg. Ich will weg von hier. Jerry, bring mich nach Hause.«

»Halt den Mund, verdammt!«

»Sorry, Ladies and Gentlemen, aber die Telefonverbindung ist unterbrochen«, meldete der Butler.

Alle schauten ihn an.

»Ist das schon öfter passiert?« fragte Bill.
»Selten, aber das war immer nach einem Unwetter.«
»Dann hat also jemand an der Verbindung manipuliert«, sagte der Reporter. »Glänzend.«
Es wurde Zeit, daß ich mich vorstellte. »Sie brauchen die Polizei nicht«, sagte ich mit lauter Stimme, damit mich auch jeder verstand. »Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«
Diese Mitteilung schlug ein wie eine Bombe.
»Ein Bulle«, sagte du Pré, »ein Bulle hat sich hier eingeschlichen. Nicht zu glauben.«
»Unter dessen Augen noch ein Mord geschieht«, gab Jerry Custer bissig seinen Senf dazu.
»Sorry, Sir, aber am Rücken habe ich leider keine Augen.«
Scarface sah mich mit einem Blick an, unter dem man frösteln konnte. Sein Haß auf mich war bestimmt noch schlimmer geworden.
»Und was machen wir jetzt?« fragte Custer. »Sollen wir das Schloß verlassen?«
»Nein«, erwiderte ich. »Erst müssen wir den Mörder haben.«
»Bis dahin sind wir vielleicht alle tot«, hielt er mir entgegen.
»Nicht, wenn Sie sich normal verhalten.«
»Und was heißt das?«
»Sie gehen auf Ihre Zimmer und…«
Plötzlich stürmte einer der Bediensteten in den Rittersaal. »Die Wagen!« rief er aufgeregt. »Jemand hatte sämtliche Reifen zerstochen!«
Jetzt konnten wir wirklich nicht weg! Oder wir mußten zu Fuß gehen. Aber das würde sich wohl niemand trauen, denn der geheimnisvolle Mörder lauerte bestimmt nicht nur im Schloß.
So dumm es sich anhörte, aber der unheimliche Bogenschütze hatte uns in der Falle.
Verdammt auch.
Wir mußten zusehen, daß wir das Beste daraus machten.
»Wie ist es, Herrschaften?« fragte Roman Willard. »Hat jemand gegen Mr. Sinclairs Vorschlag etwas einzuwenden?«
Keiner.
»Gut, dann gehen wir jetzt auf unsere Zimmer.«
»Und treffen uns in einer halben Stunde unten in der Halle«, sagte Jerry F. Custer. »Wir wollen schließlich nicht vergessen, zu welchem Zweck wir hergekommen sind. Oder was sagen Sie dazu, Mr. du Pré?«
Der Buchmacherkönig hatte sich ein Zigarillo angezündet und paffte graublaue Wolken. »Mir ist das egal. Ich will das Geschäft über die Bühne bekommen.«
»Okay, dann bis später.« Custer zog seine Frau vom Stuhl hoch und verschwand mit ihr.

Die anderen folgten ihm. Bill und ich blieben noch zurück. Auch der Butler stand an der Tür.

»Haben Sie eine Decke?« fragte ich ihn.

»Natürlich, Sir, ich hole eine. Einen Augenblick Geduld bitte.«

Ich schaute mir den Toten an. Wir hatten ihn nicht berührt. Mich interessierte besonders der Pfeil. Eine dünne Blutspur war von der Einschußstelle nach unten gesickert und vom Jackett aufgesaugt worden.

Mit zwei Fingern faßte ich den Pfeil an.

»Holz«, sagte ich zu Bill. »Dieser Pfeil ist aus Holz gefertigt und angestrichen worden.«

»Kannst du schätzen, wie alt er ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, dazu müßte man eine Analyse durchführen.«

Der Butler kam zurück. Er trug eine Decke über den Armen. Ich nahm sie ihm ab und breitete sie über dem Toten aus.

»Eine Frage noch«, sagte ich, bevor sich der Butler entfernen konnte.

»Bitte?«

»Wo hat Mr. Willard sein Zimmer?«

»Er besitzt nahe der Bibliothek einige Räume.«

»Danke sehr.«

Der Butler verbeugte sich. »Sir, wenn ich mir eine Frage erlauben darf?«

»Bitte sehr.«

»Werden Sie den Mörder fangen?«

»Das hoffe ich, Ed. Das hoffe ich sogar sehr.«

»Danke, Sir.«

***

Der unheimliche Bogenschütze war schnell wie ein Wiesel. Kaum hatte er den Pfeil abgeschossen, machte er kehrt und rannte in den Gang hinein.

Er schaute gar nicht nach, ob er auch getroffen hatte. Für ihn gab es keinen Fehlschuß.

Wie ein Schatten, ebenso rasch und lautlos, verschwand der Unheimliche in einem der Zimmer. Der Einstieg an der halbhohen Holzwand war noch offen.

Blitzschnell tauchte der Unheimliche in den Einstieg, und sofort schloß sich die Wand wieder, nachdem er einen Kontaktknopf gedrückt hatte.

Nichts wies mehr auf eine Spur hin.

In der absoluten Finsternis kletterte das Monster über eine rostige Steigleiter hinab in sein Reich. Hier unten fühlte er sich am wohlsten. Jetzt brauchte er nur noch auf das nächste Opfer zu warten. Er hatte

sich bereits eins ausgesucht…

***

Wütend rammte Jerry F. Custer die Tür seines Zimmers hinter sich zu. »Ein verdammter Shit ist das«, fluchte er. »Ich bin hierhergekommen, um ein Geschäft zu tätigen, und jetzt schießt da ein Irrer die Leute ab.« Er schlug mit der Faust auf eine Kommode. »Verdammt auch.«

Seine Frau starrte ihn an. Ihr saß noch immer der Schock in den Knochen. Sie kannte ihren Mann, sie wußte, wenn er diese Stimmung einmal hatte, war mit ihm kein vernünftiges Wort mehr zu reden. Da drehte er durch. Er hatte diese Wutausbrüche öfter. Mindestens jeden Monat einmal. Madelaine wäre am liebsten von ihm weggelaufen, aber das Geld hielt sie zurück. Wenn Custer nicht mehr bezahlte, mußte sie wieder in Soho strippen.

In Frankreich hatte sie Rauschgift geschmuggelt, sich dann aber im letzten Moment nach England abgesetzt, wo Custer sie getroffen und aus einer Laune heraus geheiratet hatte.

Custer wirbelte auf dem Absatz herum.

»Was stierst du so?« schrie er seine Frau an. »Glotzt hier wie ein Kalb!«

Madelaine schluckte. »Ich habe Angst«, gestand sie.

Custer lachte schrill. »Angst, was ist das schon gegen das Geschäft, das mir vielleicht durch die Lappen geht.«

»Du denkst immer nur ans Geld. Ich zähle wohl nicht.«

Custer lachte meckernd. »Doch, aber du kostest mich eine Menge Zaster.«

»Dann bin ich dir das nicht wert?« fragte die ehemalige Stripperin erstickt.

»Nein!«

Madelaine begann zu weinen. Sie wollte es nicht, aber plötzlich schossen die Tränen aus ihren Augen.

»Hör auf zu flennen!« brüllte Custer.

Die schwarzhaarige Frau schüttelte den Kopf.

Da drehte der große Jerry F. Custer durch. Er schlug zweimal zu.

Madelaines Kopf flog nach links und rechts. Auf ihren Wangen breiteten sich rote Flecken aus. Bevor ihr Mann jedoch ein drittes Mal zuschlagen konnte, machte sie auf dem Absatz kehrt, floh auf die Schlafzimmertür zu, riß sie auf, stürzte über die Schwelle und hämmerte die Tür sofort hinter sich zu.

Blitzschnell drehte sie den Schlüssel herum.

Custer war der Gelackmeierte. Die Tür wäre ihm fast noch gegen die Stirn geknallt, weil er hinter seiner Gattin herrannte.

Wütend blieb er stehen. »Mach auf, du Schlampe!«

»Nein« klang es erstickt.

Custer hämmerte mit den Fäusten gegen die Füllung. »Los, öffne, oder ich mache dich fertig!«

»Dann tu's doch. Und damit du es weißt, du Mistkerl, ich verlasse dich. Ja, ich gehe!«

Custer lachte kalt. »Dann landest du wieder in der Gosse.«

»Lieber dort, als bei dir zu sein.«

»Bitte, ich halte dich nicht. Du mußt wissen, was du machst.«

Weinend sank Madelaine Custer auf das große weiße Doppelbett. Sie vergrub ihr Gesicht in beide Hände. Wäre sie doch nur nicht mit hergekommen. Sie hatte ja vorgehabt, zu Hause in London zu bleiben, aber ihr Mann drängte zu sehr.

Das war jetzt die Quittung.

Mit einem Ruck setzte sie sich wieder auf. So leicht wollte sie sich nicht abfertigen lassen. Nein, sie bestimmte den Zeitpunkt, wann sie verschwand.

Und das war jetzt.

Keine Minute länger wollte sie in diesem Schloß und mit dem Mörder unter einem Dach bleiben.

Leider besaß das Zimmer keine Tür zum Gang hin. Also kam eine Flucht nicht in Frage.

Die Frau stand wieder auf und schritt schwerfällig zum Fenster. Die Sonne sank dem Horizont entgegen. In den Tälern lagen bereits die ersten Schatten der Dämmerung. Aber noch war es hell genug, um alles erkennen zu können.

Da hatte sie die Idee.

Das Fenster!

Ja, sie konnte aus dem Fenster entkommen.

Es war sehr hoch, höher als in den normalen Häusern. Aber man hatte es nachträglich eingebaut, und relativ zum Alter des Schlosses gesehen war es modern.

Die Frau fand einen Riegel und wollte ihn nach unten drücken.

Er klemmte.

Madelaine stieß einen nicht gerade feinen Fluch aus und startete einen zweiten Versuch. Sie hängte sich mit ihrem gesamten Gewicht an den Riegel, hoffte, daß er nicht brach, und schaffte es, ihn zu bewegen.

Er wanderte knirschend nach unten.

Madelaine atmete auf.

Den ersten Teil hatte sie geschafft, doch der zweite, schwierigste, lag noch vor ihr.

Sie beugte sich aus dem Fenster und schaute an der Fassade entlang. Zum Glück verlief sie nicht glatt und fugenlos, sondern rissig und spaltenreich.

Aber ein Sprung aus zehn Yards Höhe auf den felsigen Boden war unmöglich.
Madelaine konnte Halt finden.
Sie schaute an sich herab, sah, daß sie nicht die passenden Schuhe trug, und öffnete hastig einen ihrer Koffer.
Die ehemalige Stripperin hatte mehrere Paare Schuhe mitgenommen. Unter anderem auch welche mit relativ flachen Absätzen.
In die schlüpfte sie hinein.
Sie horchte noch einmal an der Tür, doch ihr Mann verhielt sich zum Glück ruhig. Er schien keinen Verdacht zu schöpfen.
Die Frau nickte und lief wieder zum Fenster. Das Kleid hatte sie hochgekrempelt und mit zwei Sicherheitsnadeln festgesteckt. So mußte es gehen. Sie warf sich noch eine leichte Strickjacke über die Schultern und kletterte dann aus dem Fenster.
Das Hinaussteigen war ein Kinderspiel. Dann hockte sie rittlings auf der Fensterbank und schaute in die Tiefe.
Jetzt bekam sie doch etwas Angst.
Madelaine hoffte auch, daß niemand aus einem der anderen Fenster schaute und ihr zusah. Sie wollte ganz allein weg.
Langsam schwang sie das linke Bein über den Rand. Dann drehte sie ihren Oberkörper, so daß sie mit dem Gesicht zum Fenster schaute, ließ die untere Körperhälfte in die Tiefe gleiten und klammerte sich gleichzeitig mit beiden Händen am unteren querlaufenden Fensterholm fest. Langsam glitten ihre Hände ab, während sie gleichzeitig mit den Fußspitzen Halt suchte.
Sie fand keinen.
Panik flackerte in ihr hoch. Sie konnte das Gewicht nicht mehr halten, zu kraftlos waren die Finger. Da schob sich ihr linker Fuß in einen Spalt.
Und der rechte fand auch Halt.
Madelaine atmete auf.
Dann schob sie ihren rechten Fuß aus dem Spalt und ging etwas tiefer. Sie hatte, als sie zuvor aus dem Fenster schaute, einen Sims entdeckt, der wie für sie geschaffen entlang der Wand lief.
Und den wollte sie erreichen.
Der Schweiß lief ihr in Strömen über das Gesicht. Schnell und unregelmäßig ging ihr Atem. Sie war körperliche Anstrengung nicht gewohnt und setzte all ihre Kraft ein.
Da erreichte sie mit dem rechten Fuß den Sims. Er paßte sogar in seiner vollen Länge darauf.
Die Frau hätte jubeln können vor Freude. Der schwierigste Teil lag ihrer Meinung nach hinter ihr.
Sie riskierte es und warf einen Blick in die Tiefe.
Nein, die Distanz war noch zu groß. Wenn sie jetzt sprang, konnte sie

sich auf dem unebenen Fels wer weiß was brechen.
Also noch tiefer.
Madelaine kletterte weiter. Ihr rechter Fuß glitt vom Sims herab und tastete sich weiter an der Mauer entlang. Die Spitze suchte nach Rissen und Spalten.
Ein Vogel flatterte erschreckt auf. Er hatte in der Mauerspalte gesessen, in die Madelaine schon kurz danach ihren Fuß klemmte.
Der linke folgte.
Auch für den fand sie eine Stütze.
Madelaine wunderte sich über sich selbst. Nie hätte sie gedacht, die Klettertour so einfach hinter sich zu bringen. Zwar hatte sie einige Fingernägel verloren, und sie durfte auch nicht daran denken, was geschah, wenn sie ausrutschte, aber der Wille, von ihrem Mann wegzukommen, trieb sie voran. Er war ihr innerer Motor. Was hatte sie alles unter Custer zu leiden gehabt! Er hatte sie behandelt wie das letzte Stück Dreck, hatte sie gedemütigt und geschlagen, wann immer es ihm paßte.
Nun war sie ihn los.
Oder vielmehr umgekehrt.
Noch hatte sie niemand entdeckt. Keiner schaute aus dem Fenster. Alle Scheiben blieben geschlossen. Ein paar letzte Sonnenstrahlen fielen gegen das Gemäuer und tauchten den Körper der Frau in einen goldenen Schein.
Unten im Tal wallten bereits die ersten Abendnebel. Von den kleinen Bächen aus breiteten sie sich über Wiesen und Felder.
Die Hälfte der Strecke lag hinter Madelaine.
Doch allein war sie nicht.
Jemand beobachtete sie.
Er hockte in einem Gebüsch, das einen geheimen Ausgang tarnte. Dieser Jemand war kein anderer als der unheimliche Bogenschütze.
Und er war bereit.
Ein Pfeil lag bereits auf der Sehne. Der Unheimliche brauchte nur noch abzudrücken. Die Spitze des Pfeils zielte genau auf die nach unten kletternde Frau.
Lange genug hatte der Bogenschütze sie beobachtet. Jetzt verließ er sein Versteck.
Laub raschelte, als er die Zweige auseinanderbog und sich vor dem Gebüsch hoch aufrichtete.
Der Pfeil lag bereit.
Und plötzlich konnte der Unheimliche nicht anders. Er mußte lachen.
Das Gelächter erreichte auch Madelaines Ohren. Plötzlich rann eine Gänsehaut über ihren Rücken. Sie drehte den Kopf, soweit es ging – und sah den unheimlichen Bogenschützen.
Da begann sie, gellend zu schreien…

***

Ich brachte Bill Conolly bis zu seiner Zimmertür.

»Und du willst mit diesem Verwalter reden?« fragte mich der Reporter.

»Ja.«

Bill hob die breiten Schultern. »Was versprichst du dir eigentlich davon?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Aber der Kerl gefiel mir nicht. Oder vielmehr dessen Reaktionen. Er benahm sich anders. War nicht entsetzt, sondern kam mir eher zufrieden vor. Ich gehe jede Wette ein, Bill, dieser Mensch weiß mehr.«

Mein Freund nickte. »Soll ich nicht doch lieber mitgehen?«

»Nein, auf keinen Fall.« Ich war entschieden dagegen. »Dein Platz ist an der Seite deiner Frau und deines Sohnes.«

Bill schlug mir auf die Schulter. »Okay, mach's gut.«

Er verschwand in seinem Zimmer.

Ich ging eine Tür weiter und holte meine Ersatz-Beretta aus dem Koffer. Es war ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß sie in der Halfter steckte.

Dann suchte ich die Räume des Verwalters auf.

Sie befanden sich einen Stock tiefer. Ich mußte wieder durch den Rittersaal.

Der Tote saß als makabre Erinnerung an den geheimnisvollen Mörder noch immer an seinem Tisch. Die Decke war etwas verrutscht, und eine verkrampfte Hand schaute darunter hervor. Sie lag auf der Tischplatte, die weiterhin mit den Überresten der Speisen beladen war.

Wo die Bibliothek lag, konnte ich anhand der Richtungspfeile erkennen, die in unregelmäßigen Abständen an den Wänden hingen. Sie waren für die Besucher des Schlosses gedacht.

Ich brauchte Roman Willard nicht zu suchen, er kam mir bereits entgegen. Als er mich sah, blieb er stehen und runzelte die Stirn. »Ah, der Herr Oberinspektor persönlich. Was führt Sie zu mir?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Bitte sehr.« Er deutete über seine Schulter. »Ich habe versucht, die Telefonleitung zu reparieren, aber ohne Erfolg. Da müssen Fachleute kommen.«

Ich lächelte. »Was nicht geht, das geht nicht«, sagte ich vage. »Aber vielleicht haben Sie für mich einige Minuten Zeit.«

»Natürlich, kommen Sie.«

Der Verwalter führte mich durch die Bibliothek in einen Raum, den er sich als Lesezimmer eingerichtet hatte. Zwei hohe Ohrensessel strahlten Gemütlichkeit aus. Ein dicker Teppich schluckte die Laute. Auf einem kleinen Lesetisch lag ein aufgeschlagenes Buch mit dem

Rücken zum Betrachter.
Es war eine Originalausgabe von Lord Byron.
»Nehmen Sie Platz«, sagte der Verwalter und deutete auf einen der Sessel.
Ich setzte mich. Man saß wirklich bequem. Das dicke grüne Leder duftete.
Der Verwalter wollte eine Stehlampe einschalten. Es tat sich nichts. Willard schlug gegen seine offene Handfläche. »Verdammt, das hatte ich vergessen, das Licht ist ja auch ausgefallen. Wir müssen uns, so leid es mir tut, mit Kerzen begnügen.«
Es wurde immer lustiger.
Irgendwie paßte auch alles zusammen. Das alte Schloß, kein elektrisches Licht, nur Kerzenschein, und ein geheimnisvoller Mörder.
Wenn das kein Grusel war.
Fast wie bei Edgar Wallace…
Roman Willard hatte mir gegenüber Platz genommen. Er trug nicht mehr seinen Smoking, sondern normale Kleidung. Eine sportliche Kombination aus grünem Cord.
Mir kam sein Lächeln falsch vor. Trotzdem ließ ich mir nichts anmerken.
»Sie wissen sicherlich, Mr. Willard, daß von den anwesenden Personen hier niemand als Täter in Frage kommt.«
Er hob die Hand. »Sie vergessen das Personal.«
Ich winkte ab. »Welchen Grund sollten die Leute haben, uns zu ermorden?«
»Stimmt.«
»Bleibt also nur noch einer«, fuhr ich fort.
»Der unheimliche Bogenschütze!« Willard nahm mir die Worte aus dem Mund.
»Ich sehe, Mr. Willard, wir verstehen uns. Und um diesen Bogenschützen geht es mir. Auch ein Gespenst mordet nicht ohne Motiv, und das möchte ich von Ihnen erfahren. Sie sind der Verwalter des Schlosses. Sie kennen seine Geschichte, Sie wissen über die Ahnenfolge Bescheid und können mir sicherlich mehr über den Bogenschützen verraten.«
Willard schaute mich an. Spott funkelte in seinen Augen. »Sagen Sie bloß, daß Sie als Polizeibeamter daran glauben.«
»Ich glaube daran.«
Er lachte auf. »Und dabei habe ich immer gedacht, ihr seid nüchtern denkende Menschen.«
»Wobei das eine das andere nicht auszuschließen braucht«, entgegnete ich ihm. Bewußt teilte ich dem Verwalter nichts von meiner eigentlichen Funktion mit. Falls er wirklich in der Geschichte mit drinhing, hätte ich ihn nur gewarnt. Und das wollte ich auf keinen

Fall. Er sollte mich für einen normalen Polizisten halten, wenn ich schon dazu gezwungen worden war, mein Inkognito zu lüften.

Roman Willard kramte umständlich in seiner rechten Jackentasche herum und holte schließlich eine Blechschachtel hervor, in der sich Zigarillos befanden.

»Möchten Sie auch rauchen, Oberinspektor?«

»Nein danke.«

»Okay.« Er zündete sich das Zigarillo an und begann endlich zu sprechen. »Vor etwa vierhundert Jahren herrschte hier der Earl of Nottingham. Er war ein regelrechter Tyrann, unterdrückte sein Volk und erpreßte hohe Steuern. Die Menschen verarmten, aber sie gaben nicht auf. Mutige Männer schlossen sich zu einer Widerstandsbewegung zusammen, und ähnlich wie es Robin Hood und seine Getreuen damals im Sherwood Forest vorexerziert hatten, griff auch der Club of Liberty die Obrigkeit und deren Diener an. Sie versteckten sich in harte Partisanenkämpfe, und die Wälder um Nottingham waren ihre Schlupfwinkel. Schon bald hatte der Earl of Nottingham herausbekommen, wer der Anführer der Freiheitsbewegung war. Ein gewisser William Hunter. Dieser Mann galt als der beste Bogenschütze im gesamten Land. Wenn er schoß, dann traf er auch. Er dezimierte die Truppen des verbrecherischen Grafen um ein Drittel, bis der Earl of Nottingham es leid war. Er setzte eine hohe Belohnung auf den Kopf des Anführers aus, aber auch das Gold lockte die Jäger nicht. Hunter hatte seine Getreuen fest im Griff. Bis dann dieser Unfall passierte. Im Kampfgetümmel erschoß William Hunter aus Versehen einen, sagen wir, Geistlichen, der gleichzeitig als Magier am Hofe des Grafen tätig war. Doch der Geistliche hatte, bevor er starb, noch soviel Kraft, den Bogenschützen zu verfluchen. Nach diesem Fluch gelang Hunter nichts mehr. Bei der nächsten Attacke wurde er überwältigt und dem Grafen vorgeführt. Der hielt einen Schauprozeß ab und ließ Hunter aufhängen. Von dem Fluch wußte er nichts. Der Tote wurde in dieser Burg verscharrt und geriet in Vergessenheit. Doch der Fluch schwebte nach wie vor über ihm. Zwanzig Jahre später geschahen die ersten Morde. Die Familie des Grafen und deren Nachkommen fielen seinen Pfeilen zum Opfer. Der unheimliche Bogenschütze rächte sich furchtbar. Er war zu einem mordenden Geist geworden. Wie die Geschichte berichtet, wird er so lange weitermorden, bis ihn jemand von seinem Fluch erlöst. Das ist eigentlich alles, Oberinspektor.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Ein paar Fragen hatte ich schon noch.

»Ist der Bogenschütze auch in den letzten Jahrhunderten aufgetaucht?«

»Soviel ich weiß – nicht. Er hielt Ruhe, als er das Geschlecht der

Nottinghams ausgerottet hatte.«

»Aber jetzt schlägt er wieder zu«, sagte ich. »Wissen Sie den Grund, Mr. Willard?«

Der Verwalter hob die Schultern und wich meinem Blick aus. Er bot mir statt dessen etwas zu trinken an.

Ich nahm einen kleinen Whisky. Es war ein zwölf Jahre alter Scotch, und er schmeckte mir ausgezeichnet. »Sie haben immer noch nicht meine Frage beantwortet, Mr. Willard.«

»Was soll ich Ihnen darauf sagen? Ich bin nicht der Bogenschütze.«

Ich schaute ihn über den Glasrand hinweg an. »Das weiß ich, Mr. Willard, aber vielleicht kennen Sie den Grund seines plötzlichen Auftretens.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie schienen mir nicht sehr entsetzt zu sein, als sie den Toten sahen.« Ich sagte ihm jetzt direkt ins Gesicht, was ich dachte.

»So?«

»Ja. Meiner Meinung nach haben Sie sich sogar auf eine gewisse Art und Weise gefreut.«

Der Verwalter schoß förmlich aus seinem Sessel. »Sie wissen genau, was Sie da sagen, Oberinspektor?«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann werde ich mich über Sie beschweren. Das ist eine Unterstellung, die Sie mir da ins Gesicht geschleudert haben. Sie haben keinerlei Beweise.« Er schnappte nach Luft. »Wie kommen Sie überhaupt auf diesen ungeheuerlichen Verdacht?«

»Darauf kann ich Ihnen eine Antwort geben. Sie hängt sogar mit dem Straßenbau zusammen.«

»Das verstehe, wer will – ich nicht.«

»Sie bekommen schon eine Erklärung.«

Der Verwalter setzte sich wieder und blickte mir lauernd ins Gesicht.

Ich ließ ihn auch nicht lange im unklaren. »Es ist durchaus denkbar, daß Sie, auf welche Weise auch immer, den Bogenschützen und dessen Taten fördern. Denn wenn das Schloß und ein großer Teil des Geländes dem Straßenbau zum Opfer fielen, wären Sie, Mr. Willard, arbeitslos. Sie müßten normalerweise ein großes Interesse daran haben, daß das Schloß in seiner ursprünglichen Form erhalten bleibt. Und um dieses Ziel zu erreichen, greifen Sie eben zu diesem Mittel.«

Nach diesen Worten entstand eine Schweigepause. Im Zimmer war es immer dunkler geworden. Die Sonne sank, das Tageslicht wurde schwächer. Die Landschaft draußen versank im Grau der Dämmerung.

Dann fragte der Verwalter: »Und das ist wirklich Ihre Meinung, Oberinspektor?«

»Ja.«

Willard lächelte verzerrt. »Solchen Unsinn habe ich noch nie gehört.

Sie haben wirklich eine rege Fantasie, Mr. Sinclair.«

Ich nickte. »Das gebe ich sogar zu. Aber nennen Sie mir eine andere Möglichkeit.«

Willard hob die Schultern. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Ich weiß selbst nichts.«

»Das wiederum nehme ich Ihnen nicht ab.« Ich lächelte. »Es muß doch ein komisches Gespenst sein, das Autoreifen zerschneidet und die Stromversorgung unterbricht.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß dieser Bogenschütze einen Helfer haben muß, ganz einfach. Und daß ich Sie in Verdacht habe, Mr. Willard, dieser Helfer zu sein.«

»Ich kann Sie davon nicht heilen«, erwiderte der Verwalter. »Sie können mich ja unter Beobachtung halten, und Sie werden sehr rasch merken, wie unsinnig und verleumderisch Ihre Behauptungen sind.«

»Es würde nichts dabei herauskommen, wenn ich Sie jetzt unter Beobachtung halte, Mr. Willard. Sie werden schon vorher alles geplant haben.«

»Danke für die Blumen!«

Meine Stimme wurde noch ernster. »Da ist etwas, was ich Ihnen noch sagen sollte, Mr. Willard. Ein Mord reicht mir. Pfeifen Sie Ihr Gespenst zurück, oder bringen Sie mich mit dem Bogenschützen zusammen. Ich will nicht, daß es noch mehr Tote gibt.«

»Kann ich was dafür?«

Dieser Kerl war ungeheuer stur. Andererseits, wer gibt schon gerne zu, daß er mit einem Mörder unter einer Decke steckt? Nein, ich mußte ihm anders kommen.

»Die Straße wird übrigens nicht gebaut«, sagte ich.

»Was ist das denn wieder für ein Trick?« Willard verengte die Augen zu Schlitzen.

»Kein Trick, sondern die Wahrheit. Mrs. Conolly gibt nicht ihre Zustimmung.«

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Pfeifen Sie Ihr Gespenst zurück, verdammt!« wiederholte ich aufgebracht. »Ich will keine Morde mehr!« Hastig stand ich auf. »Es ist schon zuviel Unheil angerichtet worden!«

Wie zur Bestätigung meiner Worte hörte ich einen gellenden Schrei!

Den Schrei einer Frau!

***

Auch Jerry Custer hatte den Schrei vernommen. Und er kannte ihn. Denn so brüllte nur seine Frau.

Aber er war draußen aufgeklungen.

Custer schaltete schnell und lief zum Fenster. Mit einem Ruck riß er es auf und beugte sich hinaus.

Von seiner Höhe aus betrachtet sah es aus, als würde Madelaine an der Hauswand kleben und jeden Moment abstürzen. Sie war verrückt, einfach wegzulaufen, und dann noch auf diese Art und Weise.

»Madelaine!« schrie Custer. »Bist du wahnsinnig? Du kannst doch nicht…«

Dann sah er den Bogenschützen.

Hoch richtete der Unheimliche sich auf. Den Bogen hielt er bereits gespannt, und Custer sah die Spitze des Pfeils auf sich gerichtet.

Weit riß er die Augen auf.

Da zog der Bogenschütze ab.

Custer wollte ausweichen, doch er war plötzlich wie gelähmt. Der Pfeil raste ungeheuer schnell auf ihn zu. Er hörte noch das zischende Geräusch, dann spürte er dicht unterhalb der Kehle einen ungeheuren Schlag, bäumte sich auf und fiel im nächsten Moment in den unendlichen Schacht des Todes.

Der unheimliche Bogenschütze aber hatte ein weiteres Opfer gefunden…

***

Der Schrei war nicht innerhalb des Schlosses aufgeklungen, sondern außerhalb.

Irgend etwas Schreckliches mußte dort draußen geschehen.

Ich sprintete zum Fenster und riß es auf. Hinter mir hörte ich die Schritte des Verwalters, kümmerte mich aber nicht darum, denn zum erstenmal sah ich den unheimlichen Bogenschützen.

Und er schoß.

Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, doch der Pfeil galt nicht mir, sondern einem Ziel über mir.

Ich drehte den Kopf.

Madelaine Custer stand unterhalb eines schmalen Simses. Sie klebte förmlich an der Wand, und es sah so aus, als würde sie jeden Moment abstürzen.

Die Frau befand sich zwischen den Stockwerken, während über ihr Jerry Custer tot im Fenster hing. Der Pfeil, der ihn getroffen hatte, zitterte noch.

In mir schoß ein unbändiger Zorn hoch. Wut auf diesen hinterhältigen Mörder, der unschuldige Menschen tötete. Die Beretta schien mir wie von selbst in die Hand zu springen, doch bevor ich schießen konnte, war der Bogenschütze schon verschwunden. Er war hinter einem Gebüsch untergetaucht.

Ich jumpte aus dem Fenster und mußte mich innerhalb von Sekundenbruchteilen entscheiden, was wichtiger war. Die Verfolgung des Bogenschützen oder die Rettung der Frau.

Madelaine Custer wankte. Lange würde sie sich nicht mehr halten

können.
Ich steckte die Pistole weg und stellte mich breitbeinig hin.
»Springen Sie!« rief ich.
Es war ein verdammt schwieriges Unterfangen. Das Gewicht der Frau konnte auch mich zu Boden schleudern.
Noch zögerte sie.
»Machen Sie schon!«
Da ließ sich Madelaine Custer fallen.
Sie schrie dabei gellend auf. Ich ging noch einen Schritt vor. Der Körper raste auf mich zu – und…
Ein ungeheurer Schlag traf meine beiden ausgestreckten Arme. Gemeinsam mit Madelaine Custer fiel ich zu Boden, schlug mit dem Hinterkopf gegen den Fels und spürte, daß meine Haut auf dem Kopf aufplatzte.
Ich verbiß den Schmerz. Gebrochen oder verstaucht hatte ich mir zum Glück nichts.
Madelaine Custer lag neben mir und schrie wie am Spieß. Sie verstummte auch nicht, als ich sie anbrüllte. Erst ein leichter Schlag ins Gesicht – eine sichere Methode, eine hysterische Person zur Vernunft zu bringen – stoppte das Schreien.
Aus großen Augen schaute mich die Frau an. »Ihnen ist nichts passiert«, sagte ich.
Sie nickte. Ich glaubte jedoch nicht, daß sie mich verstanden hatte.
»John!«
Ich wandte den Kopf.
Bill Conolly stand am Fenster und winkte. Dann zeigte er nach links. In seiner Hand sah ich die Beretta schimmern.
Ich ahnte, was Bill wissen wollte.
»Er ist tot!« rief ich. »Der Bogenschütze hat ihn erwischt.«
Bill fluchte.
Auch Gilbert du Pré und sein Leibwächter Scarface schauten aus den Zimmerfestern.
»Was ist geschehen?« schrie du Pré überflüssigerweise.
Er bekam von mir keine Antwort, denn ich hatte andere Sorgen. Ich hatte mir die Stelle gemerkt, wo der Bogenschütze aufgetaucht war, und die wollte ich mir ansehen.
Die Dämmerung nahm immer mehr zu. In den Tälern war es schon fast dunkel. Als ich auf meinem Weg zum Gebüsch einen Blick auf das Schloß zurück warf, sah ich im Zimmer des Verwalters flackerndes Licht. Der Mann hatte Kerzen angezündet.
Ich schluckte. Diese Nacht konnte hart werden, denn der Bogenschütze lief weiterhin frei herum.
Zwei waren tot.
Wer stand als dritter auf seiner Liste?

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, alle anderen aus dem Schloß zu weisen. Aber war eine Flucht günstig? Trieb ich die Menschen, unter denen sich auch Freunde von mir befanden, nicht erst recht ins Verderben? Sie mußten, um die nächste Ortschaft zu erreichen, durch einen Wald. Und dort konnte der geheimnisvolle Bogenschütze hinter jedem Baum lauern.

Nein, es war besser, wenn wir im Schloß zusammenblieben.

Ich erreichte das Gebüsch. Nur ein paar Schritte weiter fiel eine Felswand steil ab. Meiner Meinung nach hatte der Mörder einen Fehler begangen, indem er sich so offen zeigte. An der Felswand war er sicherlich nicht hinuntergeklettert. Folglich mußte sich sein Versteck hier in der Nähe des Busches befinden.

Ich bog die Zweige auseinander und paßte nicht auf. Sie schnellten wieder zurück und klatschten mir ins Gesicht. Ein Blatt drang mir zwischen die Lippen. Ich spie es aus.

Wie ein Spurensucher im Wilden Westen suchte ich den Boden ab und fand sehr schnell, wonach ich forschte.

Die Eisenplatte war nicht zu übersehen. Als Quadrat war sie in den Fels eingelassen worden.

Hier also war dieser geheimnisvolle Bogenschütze verschwunden. Ein hartes Lächeln kerbte meine Lippen, als ich mich erhob. Ich hatte genug gesehen, aber ich würde über meine Entdeckung nicht unbedingt sprechen.

Vor allen Dingen sollte Roman Willard nichts erfahren.

Ich ging wieder zurück.

Madelaine Custer hatte sich aufgerichtet. Sie schaute zu ihrem toten Mann hoch, der noch immer mit der Hälfte seines Oberkörpers aus dem Fenster hing.

Sie erschrak, als ich ihr eine Hand auf die Schulter legte. Hastig drehte sie den Kopf. »Er ist tot!« flüsterte sie.

Ich nickte.

»Das – das wollte ich nicht.«

»Ich weiß, Mrs. Custer.«

Sie zog sich plötzlich zusammen, als würde sie frieren. Dann begann sie, über ihren Mann zu reden.

»Er hat mich aus der Gosse geholt«, erzählte sie. »Und er hat mich das auch spüren lassen. Ich war, wenn wir ausgingen, eine Frau, die was darstellte. Ich bin jung und sehe nicht schlecht aus. Custer konnte mit mir angeben, doch wenn wir allein waren, demütigte er mich. Ich habe ihn hassen gelernt, Mr. Sinclair. Aber den Tod habe ich ihm nicht gewünscht.«

Ich hörte ihr zu, obwohl mir die Zeit unter den Nägeln brannte, aber Madelaine Custer mußte ihre Sorgen einmal loswerden.

»Sorry«, sagte sie, »aber ich glaube, ich rede Unsinn.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das reden Sie keineswegs. Es tut gut, wenn man über seine Probleme sprechen kann.«

Sie nickte. »Das stimmt.«

Ich bat sie, wieder ins Schloß zurückzukehren. Ich selbst begleitete sie.

»In dem Zimmer bleibe ich aber nicht«, sagte sie, als wir das Gebäude betraten.

»Das brauchen Sie auch nicht«, erwiderte ich. »Es wird sich bestimmt noch ein anderer Raum finden lassen.«

Der Verwalter begegnete uns. Er war nicht allein. Das gesamte Personal stand ihm zur Seite. Jeder hielt eine Kerze in der Hand.

Als Willard mich sah, blieb er stehen. »Wir müssen für Licht sorgen, Oberinspektor«, sagte er.

Ich nahm ebenfalls zwei Kerzen. »Es ist Ihnen doch klar, daß wir Mrs. Custer ein neues Zimmer anweisen?«

»Natürlich. Es sind noch genügend frei.«

Wir gingen hoch in die erste Etage. Auf dem Gang trafen wir Sheila, Bill und die anderen Gäste. Scarface hielt jetzt eine Maschinenpistole umklammert. Mochte der Teufel wissen, woher er diese Waffe hatte. Der Kerl machte auf mich einen ziemlich nervösen Eindruck.

Ich unterließ es, ihn nach einem Waffenschein zu fragen. Andere Dinge waren jetzt wichtiger.

Bill und ich betraten das Zimmer des Toten. Andere wollten ebenfalls mit uns, doch ich drängte die Leute zurück.

»Wir können ihn nicht so liegen lassen«, meinte der Reporter.

Ich war seiner Meinung.

Gemeinsam hoben wir den toten Industriellen hoch und schafften ihn auf das Bett, wo wir ihn rücklings niederlegten.

Bill wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Wenn ich nur wüßte, wer der nächste ist«, sagte er.

Ich hob die Schultern.

»Sheila macht sich große Sorgen. Vor allen Dingen auch wegen des Kleinen. Ist denn mit dem Telefon nichts zu machen?« fragte er. »Wenn die Leitung wieder in Ordnung ist, könnten wir uns ein Taxi kommen lassen und wenigstens die Frauen wegschicken.«

»Es ist alles zerstört worden, wie mir der Verwalter sagte.«

»Du hast mit ihm gesprochen?«

»Ja. Und ich habe ihm auch einige unangenehme Fragen gestellt.«

»Wie hat er reagiert?«

»Überhaupt nicht. Er tat völlig unbeteiligt.«

»Schlechtes Gewissen?«

»Bestimmt«, antwortete ich.

Bill Conolly nahm eine Decke und legte sie über den Toten. »Was hast du vor?« fragte er.

»Ich hole mir den Mörder.«
»Und wie?«
Ich erzählte ihm von meiner Entdeckung.
Bills Augen wurden groß. »Das ist ‘n Ding«, sagte er. »Wer weiß denn alles bisher davon?«
»Nur du. Willard habe ich nichts gesagt.«
»Das war gut. Wann willst du einsteigen?« fragte Bill.
»Ich warte noch, bis es völlig dunkel ist, dann gehe ich los.«
Mein Freund nickte. »Soll ich dich nicht begleiten?«
»Unsinn, du bleibst hier. Sheila und der Kleine sind schutzlos. Ich kriege das Gespenst schon.«
»Hoffentlich.«
Wir verließen den Raum wieder.
Gilbert du Pré regte sich schrecklich darüber auf, daß kein Licht mehr vorhanden war.
»Es ist eine bodenlose Schweinerei!« schimpfte er, »und Sie, Willard, sind schuld! Man sollte Sie…«
»Keine Drohungen, du Pré«, sagte ich.
»Halten Sie sich da raus, Bulle!«
»Wenn Sie unbedingt Ärger haben wollen, dann können Sie ihn bekommen«, erwiderte ich.
Du Pré schaute mich an, als wolle er mich fressen. Neben ihm stand Scarface. Die Mündung der Maschinenpistole zeigte zu Boden.
»Und legen Sie die Bleispritze zur Seite«, befahl ich dem Narbengesicht. »Die Waffe könnte zu leicht losgehen.«
»Damit schieße ich diesen Bogenschützen in Fetzen!« zischte Scarface.
Ich grinste nur verächtlich. Normale Kugeln haben noch nie etwas gegen Gespenster oder Geister ausgerichtet.
Madelaine Custer kam aus ihrem Zimmer. Sie trug zwei Koffer und wandte sich an Bill Conolly.
»Kann ich nicht bei Ihnen und Ihrer Frau die Nacht über bleiben?« fragte sie ängstlich. »Allein fürchte ich mich.«
Bill hatte nichts dagegen. In der Stunde der Gefahr mußten alle zusammenhalten.
Die Frau war beruhigt.
Sheila nahm sich ihrer an. Die beiden Frauen verschwanden im Zimmer der Conollys.
Willard hatte inzwischen sämtliche Kerzen verteilen lassen. Sogar du Pré hielt eine in der Hand. Er fluchte, als ihm flüssiger Talg auf die Finger rann.
»Was machen wir jetzt?« fragte er.
Ich gab die Antwort. »Wir werden versuchen, die Telefonleitung zu reparieren, und aus diesem Grund möchte ich Sie bitten, bis zur

Instandsetzung auf Ihren Zimmern zu bleiben.«
»Damit uns der Killer umbringen kann?«
»Sind Sie woanders sicherer?« fragte ich dagegen.
Darauf schwieg du Pré. Er gab Scarface einen Wink, und die beiden verschwanden. Hart knallte die Tür hinter ihnen ins Schloß.
Ich atmete auf, merkte jedoch, daß mich Willard beobachtete. Als sich unsere Blicke trafen, glaubte ich, um seinen Mund ein spöttisches Lächeln spielen zu sehen. Ich konnte mich allerdings auch getäuscht haben, denn die Lichtverhältnisse waren nicht gerade die besten. Da die Kerzen bewegt wurden, warf ihr Schein zuckende Schatten über die Wände. Sie tanzten hin und her und bildeten skurrile Figuren.
Ich ging auch, aber nicht auf mein Zimmer, sondern nach draußen, um mir die Wagen anzusehen.
Alle Reifen waren in der Tat zerschnitten. Auch die eines Range Rover. Dieser Wagen – das hatte ich zwischendurch erfahren – gehörte dem Verwalter. Ich hatte ihn nach wie vor im Verdacht, an den Morden beteiligt zu sein. Wahrscheinlich war er auch der Reifenstecher. Damit er nicht auffiel, hatte er seine Reifen gleich mit durchgeschnitten. Raffiniert gemacht.
Ich öffnete die Beifahrertür des Bentley und holte aus dem Handschuhfach eine Taschenlampe. Sie würde mir sicherlich gute Dienste erweisen, wenn ich in die Unterwelt hinabstieg.
Niemand kam mir entgegen, als ich das Schloß wieder betrat und in mein Zimmer ging.
Dort setzte ich mich ans Fenster und wartete.

***

Es wurde sehr schnell dunkel.
Ich saß noch immer am Fenster und schaute nach draußen. Da der Tag wolkenlos gewesen war, sah ich zahlreiche Sterne blitzen, zwischen denen, wie ein Wächter, der Halbmond stand und ein fahles Licht auf die Erde goß.
Das Gebüsch, hinter dem die Klappe versteckt lag, sah ich nicht mehr. Die Dunkelheit hatte es verschluckt. Ich konnte die Umrisse höchstens ahnen.
Gesehen hatte ich hinter dem Schloß niemanden. Auch nicht Mr. Willard, den Verwalter. Ihm traute ich jedoch zu, daß er auf mich lauerte, denn unser Mißtrauen beruhte auf Gegenseitigkeit.
Ich ließ noch eine Viertelstunde verstreichen und rauchte eine Zigarette. Den Durst löschte ich mit Mineralwasser.
Dann stand ich auf, schlich auf Zehenspitzen zur Tür und öffnete sie. Der Gang war leer. Hinter du Prés Zimmertür vernahm ich erregte Stimmen. Der Buchmacherkönig schimpfte mit seinem Leibwächter. Das ging mich nichts an.

Ich schlich weiter, erreichte die Treppe und ging auf Zehenspitzen nach unten. Leider war mir nicht bekannt, wo der Hinterausgang lag. Ihn groß zu suchen, hatte ich auch keine Lust, und so verließ ich das Schloß durch den Vordereingang.

Wie ein Dieb schlich ich durch die Nacht und hoffte inständig, daß mich niemand wahrnahm, als ich zur Rückseite der Burg unterwegs war.

Ich mußte an der Küche vorbei. Hinter den beiden Fensterscheiben flackerten Kerzen. Ich riskierte einen Blick durch das Fenster.

Das Personal saß versammelt um einen Tisch. An den Gesichtern der Menschen erkannte ich, daß sie Angst hatten. Sogar Ed Morris, der Butler, hatte sich zu den dienstbaren Geistern gesellt.

Ich schlich weiter.

Erst als ich die Vorderseite abging, da merkte ich, wie groß das Schloß wirklich war. Mir kam die Zeit sehr lang vor. Und wer wußte schon, welche Geheimgänge sich unter dem Gebäude befanden? So ganz wohl war mir nicht, wenn ich daran dachte, welcher Weg vor mir lag. Aber es gab keine andere Möglichkeit.

Immer wieder blieb ich stehen und schaute zurück.

Niemand folgte mir.

Auch von dem unheimlichen Bogenschützen sah ich nichts. Es raschelte zwar hin und wieder im nahen Wald und in den Büschen, doch diese Geräusche wurden von Tieren verursacht.

An der Westseite wuchs der Wald bis fast an die Mauern heran. Zweige streiften meine Schultern, als ich dicht an der Mauer entlangschlich.

Ich erreichte die Rückseite.

Stille.

Tief atmete ich ein, ging ein wenig vor und warf einen Blick an der Schloßwand hoch.

Hinter den Fenstern der Gästezimmer bewegte sich ein rotgelber, unruhiger Schein.

Kerzenlicht…

Es hätte direkt romantisch sein können, wenn dieser Bogenschütze nicht gewesen wäre.

So aber konnte der Mörder jeden Augenblick zuschlagen. Der Gedanke daran machte mich kribbelig. Wenn er ein normaler Mensch gewesen wäre, hätten unsere Chancen wesentlich besser gestanden. So aber waren wir im Hintertreffen.

Überall konnte er lauern. Im Keller, in den Gängen des Schlosses und auch draußen.

Wenn ich daran dachte, wurde mir doch ein wenig mulmig. Denn ein hart abgeschossener Pfeil besaß fast die gleiche Wucht wie eine Revolverkugel.

Nichts geschah.
Völlig unbehelligt konnte ich die freie Fläche zwischen der Rückseite des Schlosses und dem Abgrund überqueren.
Dann stand ich vor dem Gebüsch. Aus dieser Deckung hatte der Bogenschütze seinen zweiten Mord verübt. Ich schaute an dem Gebüsch vorbei hinab ins Tal.
In der Ferne funkelten winzige Lichter. Der nächste Ort. Zwei helle Augen bewegten sich schlangengleich hin und her.
Ein Wagen, der über eine kurvige Straße rollte.
Wie weit weg war das doch…
Der leichte Abendwind säuselte durch das Blattwerk der Bäume. Irgendwo schrie ein Käuzchen.
Gruseltime…
Bevor ich mich bückte und in das Gebüsch hineindrang, schaute ich mich noch einmal um.
Ich war allein…
Die Taschenlampe brauchte ich noch nicht. Ihr Schein hätte mich nur verraten.
Dann sah ich die Platte.
Meine tastenden Finger fuhren über rostiges Eisen und fanden den schmalen Griff, an dem ich die Platte hochheben konnte.
Ich zog.
Himmel, das Ding war schwer.
Beim zweitenmal schaffte ich es. Die Eisenplatte kippte über. Ich fing sie ab, damit sie nicht mit einem lauten Geräusch auf den Fels prallte.
Dunkel gähnte mir die Öffnung entgegen. Modrig riechende Luft strömte aus dem Schacht und in meine Nase.
Jetzt schaltete ich die Lampe ein.
Das rostige Steiggitter war nicht zu übersehen. Die Sprossen waren in den Fels gehauen worden. Sie sahen zwar nicht gerade vertrauenerweckend aus, aber ich hoffte, daß sie mein Gewicht hielten.
Jetzt gab es kein Zurück mehr. Ich mußte den Einstieg wagen.
Leicht ging ich in die Knie, behielt die Lampe eingeschaltet – und hörte hinter mir das Geräusch.
Ich wollte herumfahren – es war bereits zu spät.
»Bleib ruhig stehen, Bulle, sonst jage ich dir eine Kugel in deinen dummen Schädel!«
Der Mann, der diese Worte sagte, war kein anderer als Roman Willard, der Verwalter.
Er hatte mich überlistet!

***

Der kleine Johnny begann zu weinen. Klar, daß er durch den Lärm

geweckt worden war.
Sheila stand auf und ging zu ihm. Sie versuchte, ihn mit Worten zu beruhigen, doch erst als sie ihn hochnahm, verstummte der Winzling.
Sheila kam mit ihm in den Living-room.
Als Johnny seinen Vater sah, lachte er.
Bill lächelte zurück.
»Ist das Ihr Sohn?« fragte Madelaine Custer.
Bill nickte stolz. »Ja.«
Die Frau lächelte verloren. »Ich hätte auch gern Kinder gehabt. Leider hatte das Schicksal für mich einen anderen Weg vorgesehen.«
Sheila setzte sich auf einen Stuhl. »Noch ist es für eine Umkehr nicht zu spät.«
»Das sagen Sie so.« Madelaine Custer sah schlecht aus. Die Tränen hatten Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Sie war noch nicht dazu gekommen, sich zu schminken. Sie hatte aber auch keine Lust dazu. Ihr war alles egal. Wenn sie nur ihr Leben rettete.
Johnny quengelte wieder. Er drehte sich auf Sheilas Armen, und sie ließ ihn hinunter.
»Vielleicht hat er Hunger?« vermutete Bill.
»Soll ich ihm in der Küche etwas zu essen besorgen?« fragte Sheila.
Bill schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, nein. Ich lasse dich nicht allein gehen.«
Johnny trippelte inzwischen auf Madelaine Custer zu.
Die Frau lächelte. Sie beugte sich vor und streckte ihre Arme aus, während Johnny seine kleinen Hände in die ihren legte.
»Er mag Sie«, sagte Bill.
Madelaine Custer schüttelte den Kopf. »Es ist seltsam, aber zum ersten Mal seit langer Zeit fühle ich mich richtig wohl, obgleich dieser schreckliche Mord an meinem Mann geschehen ist, aber ich kann einfach nicht trauern. Tut mir leid.«
»Daraus macht Ihnen auch niemand einen Vorwurf«, erwiderte Sheila Conolly.
Sie sah in dieser Frau nicht mehr eine Rivalin, sondern nur noch einen Menschen, der persönliche Schwierigkeiten hatte und Hilfe benötigte. Ja, man mußte Madelaine Custer helfen.
Johnny zog sich wieder zurück. Er ging zu seinem Vater. Bill stand auf, hob ihn hoch, warf ihn in die Luft und sagte: »So, mein kleiner Racker, jetzt hole ich dir erst einmal etwas Gutes zu essen. Du mußt ja ganz verhungert sein.«
»Aber sei vorsichtig«, bat Sheila.
Bill stellte seinen Sohn ab. »Keine Angst, der Bogenschütze hat was anderes zu tun.«
»Denk auch an diesen du Pré. Er ist mir nicht geheuer. Ihn und dieses Narbengesicht mag ich nicht. Sie sind schlimme Menschen.«

Bill gab seiner Frau einen flüchtigen Kuß und ging zur Tür.
»Willst du nicht lieber die Pistole mitnehmen?« fragte Sheila besorgt.
»Nein, die ist bei dir besser aufgehoben.«
Der Reporter verließ das Zimmer. Wie ich fand auch er einen leeren Gang vor.
Er schaute nach beiden Seiten und schritt dann auf die Treppe zu. Allerdings bemühte sich Bill nicht, besonders leise zu sein. Er wollte in die Küche.
Der Reporter hielt seine Augen offen. Roman Willard hatte überall Kerzen angezündet. Sie standen in hölzernen Ständern. Die Flammen brannten unruhig und flackerten.
Bill verlief sich einmal, dann aber fand er den Weg in die Küche. Er hörte Stimmengemurmel und klopfte an die Tür.
Das Murmeln verstummte.
»Ja, bitte?« ertönte die Stimme des Butlers.
Bill Conolly trat ein.
Das Personal schaute ihn an. Ed Morris erhob sich von seinem Stuhl und zog den Rock glatt. »Sie wünschen, Sir?« Auch jetzt hatte er seine würdevolle Haltung beibehalten.
»Ich hätte gern etwas zu essen, aber nicht für mich, sondern für meinen kleinen Sohn. Er hat Hunger.«
Ed Morris legte seine Stirn in Falten. »Sie können gern etwas haben, Sir, nur ist die Kühlung ausgefallen, da wir keinen elektrischen Strom mehr haben.«
»Ein paar Sandwiches reichen.«
»Das läßt sich machen, Sir.«
Polly sprang auf und holte aus der riesigen Kühltruhe Geflügel, Wurst und Käse. Sie belegte damit die Sandwiches, und als sie beim fünften angelangt war, winkte Bill Conolly lachend ab. »Es reicht, Miß Polly, wir wollen keine Kompanie verpflegen.«
»Ich gebe Ihnen noch eine Tüte.«
»Das ist nett.«
Der Reporter bekam seine Verpflegung eingepackt, bedankte sich noch einmal und ging.
Den Weg zurück kannte er jetzt. Er würde ihn in der Hälfte der Zeit schaffen, da war er sicher.
Bill war im Prinzip froh, daß Polly ihm soviel eingepackt hatte, denn auch er verspürte einen Bärenhunger. Und Sheila konnte sicherlich auch eine Stärkung vertragen.
Bill Conolly bog um eine Gangecke und sah vor sich den langen Korridor liegen, der ihn an einen Laufsteg erinnerte.
Er wußte, daß dieser Korridor in einen der Hauptgänge mündete, der ihn auch zu seinem Ziel bringen würde.
Ungefähr in der Mitte blieb Bill stehen.

Etwas hatte sich verändert.

Bill konnte zwar nicht sagen, was – alles schaute normal aus, aber er spürte die aufkeimende Gefahr wie ein Seismograph die ersten Erdbebenwellen.

Da lag was in der Luft…

Jetzt bedauerte Bill Conolly es, seine Waffe nicht mitgenommen zu haben, aber, sich lange darüber Gedanken zu machen, blieb ihm keine Zeit mehr.

Die Gefahr war da.

Auch in diesem Gang brannten Kerzen. Sie standen jedoch ziemlich weit voneinander entfernt, so daß es zwischen ihnen regelrechte dunkle Inseln gab: Bill blieb innerhalb einer solchen Insel stehen. Das Papier der Tüte knisterte. Der Reporter verzog wegen des verräterischen Geräusches das Gesicht.

Er spitzte die Ohren.

Bill lauschte auf Schritte, auf ungewöhnliche Geräusche, doch da tat sich nichts.

Und doch war etwas in der Nähe.

Lauerte…

Bill Conolly atmete tief ein. Vorsichtig ging er weiter. Dabei berührten nur seine Zehenspitzen den Boden. Er näherte sich wieder dem Rand des nächsten Lichtkreises, schritt an der aufgestellten Kerze vorbei, verursachte durch seine Bewegung einen Luftwirbel, so daß die Flamme anfing zu flackern.

Gespenstisch waren die Schatten, die über die Wände des Korridors glitten.

Aber der Bogenschütze zeigte sich nicht.

Bill atmete auf. Beruhigt wischte er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Nur noch wenige Yards lagen vor ihm, dann mündete der Korridor in den Hauptgang.

Bill ging die letzten Schritte vor der Einmündung schneller. Er bog um die Ecke, machte einen Schritt – und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Vor ihm stand der unheimliche Bogenschütze!

Bill Conolly brauchte zwei, drei Sekunden, um die Überraschung zu verdauen, doch besser ging es ihm auch nicht.

Der Bogenschütze hatte ihn in der Hand – oder vor seiner Pfeilspitze.

Keine Chance für Bill.

Drei lange Schritte trennten ihn von der Horrorgestalt. Bill sah das rote Wams, dieses mützenähnliche Gebilde auf dem Kopf und darunter das halbverweste Gesicht.

Wie ein Denkmal stand der Bogenschütze dort. Kerzenschein geisterte flackernd um seine Gestalt.

Der Pfeil lag auf der Sehne und wurde ebenfalls an der Wand als

Schatten vergrößert.

Der Unheimliche würde schießen.

Das war Bill klar.

Aber der Reporter wollte sich nicht einfach kampflos töten lassen. Er wagte den Angriff.

Aus dem Stand hechtete er vor und wuchtete sich auf den Bogenschützen zu.

Da ließ die Horrorgestalt die Sehne fahren.

Kräfte explodierten, wurden frei und setzten den mörderischen Pfeil in Bewegung.

Bill glaubte noch, ein Surren zu hören, dann bekam er einen ungeheuren Schlag gegen den Kopf…

***

Ich holte tief Luft und hätte mich dabei selbst in den Hintern beißen können.

Willard war schlauer gewesen als ich.

Ich hörte sein Kichern. »Laß dich nur nicht von dem Abstieg abhalten, Bulle. Ich freue mich darauf, mit dir in die Unterwelt steigen zu können.«

Das wurde ja immer besser. Dieser Typ besaß überhaupt keinen Durchblick. Wie wollte er mich in Schach halten, wenn er selbst die Steigeisen hinunterkletterte? Irgendwie überschätzte sich der gute Mr. Willard gewaltig, und ich sah wieder einen dicken Silberstreifen am Horizont auftauchen.

»Nur zur Information, Sinclair. Was ich in der Hand halte, ist eine Maschinenpistole.«

»Daß es kein Baumast ist, habe ich bemerkt.«

»Immer lustig, wie?«

»Es geht. Aber eine andere Frage brennt mir auf der Zunge. Wie haben Sie es eigentlich geschafft, ungesehen an mich heranzukommen?«

Willard kicherte. »Vielleicht bin ich ein Geist?«

»Geister schwitzen nicht.«

»Scheißer!«

Jetzt hatte ich ihn doch gekränkt. Natürlich suchte ich fieberhaft nach einem Ausweg, aber wenn der Typ tatsächlich eine Maschinenpistole in der Hand hielt, sah es für mich nicht sehr gut aus. Einen Mann, der eine einfache Waffe besaß, den konnte man leichter überwältigen, aber jemanden mit einer MPi, das war schon schlechter.

»Und ich soll also trotzdem in den Schacht steigen?« fragte ich.

»Sicher!«

»Was geschieht dann?«

»Das wirst du schon merken.« Seine Stimme klirrte.

Ich krümmte meinen Rücken und ging etwas hoch. Vielleicht hatte der Kerl nur auf die Bewegung gewartet, ich weiß es nicht. Auf jeden Fall schlug er zu.

Ich spürte zwar noch den Luftzug und wollte den Kopf zur Seite drehen, doch es war schon zu spät.

Der Hieb mit dem Waffenlauf traf meinen ungeschützten Nacken.

Sofort gingen alle Lichter aus.

Willard und der unheimliche Bogenschütze aber hatten damit ihre beiden gefährlichsten Gegner ausgeschaltet. Jetzt besaßen sie freie Bahn.

***

In einem anderen Zimmer vertrieben sich zwei Gangster auf ihre Weise die Wartezeit.

Gilbert du Pré hielt sich an einer Whiskyflasche fest, deren Pegel bereits auf die Hälfte gesunken war.

Scarface trank nicht. Er legte Karten, seine Lieblingsbeschäftigung. Die Maschinenpistole lag griffbereit neben ihm. Sollte irgend etwas geschehen, würde er sofort schießen.

Du Pré hatte Angst. Deshalb trank er. Und der Alkohol tat seine Wirkung. Die Angst schwand und machte einem Siegergefühl Platz. Wer wollte ihm denn schon was? Er war doch der King. Vor ihm zitterten zahlreiche Buchmacher. Und ein Gespenst, das gab es höchstens in Horrorromanen, aber nicht in Wirklichkeit.

Er nahm wieder einen Schluck.

Scarface quittierte dies mit einem besorgten Blick. Er kannte seinen Boß und wußte, daß er unberechenbar wurde, wenn er getrunken hatte. Dann kam er auf die wildesten Ideen.

Hart stellte du Pré die Flasche zurück auf den Tisch und stierte seinen Leibwächter an, der soeben seine letzte Karte aufdeckte.

Pik As.

Der Tod!

Scarface erschrak, ließ sich sein Gefühl aber nicht anmerken. Sein narbiges Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»He, Scarface, was ist?«

Das Narbengesicht lächelte. »Nichts, was soll schon sein?«

»Du kannst mal für Unterhaltung sorgen.«

Scarface hob die Schultern.

Sein Boß rülpste und wischte sich dann mit dem Handrücken über die Lippen. »Hast du keine Ideen, du verdammter Penner?«

Das war wieder etwas, was Narbengesicht störte. Sein Boß schimpfte ihn aus, wenn er betrunken war.

Scarface haßte dies. Er wagte jedoch nicht, seinem Boß dies mitzuteilen.

Du Pré grinste dämlich, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und ließ sich rücklings aufs Bett fallen. »Wir sitzen hier dumm herum, und nicht weit von uns befinden sich zwei Weiber, nach denen man sich nur die Zunge lecken kann. Die eine Puppe, die schwarzhaarige, ist Witwe. Ich habe schon immer gern Witwen getröstet, und die Blonde ist auch super.«

»Sie hat aber einen Mann«, warf Scarface ein.

»Ach, mit dem werden wir spielend fertig. Wenn er aufmuckt, gib ihm eine Salve.«

»Du meinst, ich soll rübergehen?«

»Ja, hol mir die Puppen her. Wir wollen uns die Wartezeit verkürzen und verschönern. Der Balg wird sicherlich schlafen.«

»Was ist mit dem Bullen?«

»Wenn er was merkt, schick ihn auf die lange Reise.«

»Sinclair ist gefährlich. Ich kenne mich da aus, Boß!«

»Bist du eine Memme?«

»Nein, nur nicht lebensmüde. Außerdem schleicht hier immer noch der Killer herum.«

Du Pré richtete sich hastig auf. Zu hastig, denn er brauchte einige Sekunden, um klar sehen zu können, da sein Kreislauf plötzlich verrückt spielte.

Der Buchmacherkönig griff unter sein Jackett und zog eine Luger hervor. »Damit lege ich den Killer um!«

»Wird schwer sein, Boß!«

»Ach was!« Du Pré verengte seine Augen. »Ich glaube, Scarface, du hast Angst.«

»Nein, aber ich bin vorsichtig.«

»Soll ich mich nach einem anderen umsehen? Atkins war schon eine Niete, und du machst dir bald die Hosen voll. Das gibt's doch gar nicht. Schätze, dir geht's zu gut.«

»Ich bin nur vorsichtig. Atkins' Tod hat mir gereicht.«

Du Pré winkte ab. »Ach was, Atkins war eine Flasche. Du bist doch aus einem ganz anderen Holz geschnitzt. Weißt du, was, Scarface? Ich erhöhe dein Gehalt um die Hälfte. Ist das ein Wort?«

»Sicher, Boß, nur ich habe vorhin die Karten gelegt, und die letzte Karte war das Pik As. Es bedeutet Tod!«

Du Pré verzog das Gesicht. »Kartenlegen, wenn ich das schon höre. Das ist der gleiche Quatsch wie dieses Gerede um Geister und Teufelsspuk. Wer sind wir eigentlich? Memmen?«

»Ich wollte dir nur geraten haben, Boß.«

Der Buchmacher nickte heftig. »Und ich rate dir jetzt, die Weiber zu holen.« Er griff wieder zur Flasche, setzte sie an und nahm einen kräftigen Schluck.

Scarface stand auf. Wohl war ihm bei der Sache nicht. Er hatte es im

Gefühl, daß einiges schiefgehen konnte. Und auf sein Gefühl verließ er sich.

An der Tür drehte er sich noch einmal um und schaute zu seinem Boß hin.

Der wurde von zwei brennenden Kerzen eingerahmt. Sein Gesicht sah im Schein seltsam rot aus. Die Augen besaßen einen schon glasigen Glanz. Du Pré war betrunken, daran gab es keinen Zweifel.

Die Maschinenpistole hatte der Killer mitgenommen. Er hielt sie in der rechten Hand.

»Nun geh schon!« zischte du Pré.

Scarface nickte und öffnete die Tür. Er schaute nach links und rechts.

Leer lag der Gang vor ihm.

Es war außerdem still, doch das Narbengesicht spürte, daß diese Ruhe trügerisch war. Er ließ seinen Blick nach rechts wandern. Schräg gegenüber hatte Sinclair sein Zimmer. Scarface wäre am liebsten hineingestürmt und hätte mit einer Salve alles geklärt. Doch er beherrschte seine Rachegefühle.

Wo die Frauen wohnten, wußte er.

Ein kaltes Lächeln kerbte seine Lippen, als er den Gang durchquerte und vor der Tür der Conollys stehenblieb…

»Ich kann mir nicht helfen, aber die Sache gefällt mir nicht«, sagte Sheila.

»Was gefällt Ihnen nicht?« Madelaine Custer richtete sich verwirrt in ihrem Sessel auf. Sie war eingeschlafen, trotz der Strapazen, die hinter ihr lagen.

»Bill, ich meine, mein Mann müßte längst zurück sein.«

»Ach, der wird schon kommen. Wie lange ist er denn weg?«

Sheila schaute auf die Uhr. »Etwas über zwanzig Minuten.«

Madelaine Custer erschrak. »So lange schon?« Sie wurde noch kalkiger im Gesicht. »Wie lange habe ich geschlafen?«

»Nicht viel kürzer.«

»O Gott.« Madelaine stand auf. Sie ging zum Fenster und schaute nach draußen.

Es war zu dunkel. Madelaine konnte nichts erkennen, obwohl sie ihr Gesicht direkt an die Scheibe preßte. Den kleinen Johnny hatte Sheila auf das halbrunde Sofa gelegt. Der Junge schlief bereits wieder.

Madelaine Custer drehte sich um.

Sheila war ebenfalls aufgestanden. Nervös nagte sie an ihrer Lippe. »Ob ich mal nachsehe?«

Hastig schüttelte die junge Witwe den Kopf. »Nein, bitte, lassen Sie mich nicht allein.«

»War auch nur ein flüchtiger Gedanke.« Sheila schaute an sich herunter. »Ich glaube, ich werde mir mal etwas anderes überziehen«, sagte sie.

Madelaine nickte. »Ich auch.«
Die beiden Frauen verschwanden im Schlafzimmer. Sheila schlüpfte aus ihrem festlichen Kleid und zog sich einen bequemen Hosenanzug aus Cord über.
Madelaine Custer begnügte sich mit einem grauen Faltenrock und einem roten Pullover. Sie sah direkt brav darin aus.
Rasch ging Sheila wieder zurück in den Wohnraum.
Johnny schlief weiterhin. Sheila war beruhigt.
Madelaine Custer kam und bot Bills Frau eine Zigarette an. Sheila rauchte höchst selten, aber jetzt nahm sie eine. Madelaine gab ihr Feuer. Die kleine Flamme zitterte.
Es schien, als habe sich ein elektrisches Spannungsfeld über das Zimmer gelegt. Zudem stand eine unausgesprochene Frage im Raum. Hatte Bill Conolly es geschafft, oder war er dem Bogenschützen über den Weg gelaufen?
Niemand wagte die Frage auszusprechen, und so verrann die Zeit.
»Ich bewundere Ihren Mut«, sagte Madelaine Custer plötzlich. »Ich wäre schon verrückt geworden.«
Sheila lächelte gekünstelt. »Keine Sorge, es kostet mich auch Beherrschung, ruhig zu bleiben.«
»Das glaube ich Ihnen. Sie wollten nicht verkaufen?«
»Nein. Ich finde, die Technik hat sich auf Kosten unserer Umwelt schon zu weit ausgebreitet. Wenn wir weiterhin nachgeben, wird es bald keine Natur mehr geben, und wir ersticken in unserem eigenen Dreck. So sieht es doch aus. Es geht nicht nur um die Straße. Wenn ich es zulasse, daß ein Teil des Waldes abgeholzt wird, nehme ich den Tieren ein Stück Lebensraum. Und das ist schlimm. Ich kann so etwas vor meinem Gewissen nicht verantworten.«
»So gesehen haben Sie recht. Allerdings hat sich mein Mann nie so recht darum gekümmert. Für ihn zählte nur das Geld.«
»Hatte er davon denn nicht genug?«
»Was soll ich sagen? Natürlich hatte er, aber er wollte immer mehr besitzen. Er hatte den Ehrgeiz, der reichste Mann Englands zu werden. Wollte alle überrunden. Die Quittung hat er bekommen.«
»Manche Menschen sind eben unbelehrbar«, sagte Sheila Conolly.
»Mehr als das, glauben Sie mir. Und ich habe mir fest vorgenommen, ein anderes Leben anzufangen. Sicher, ich werde erben, und mit diesem Geld werde ich meine eigenen Wünsche und Träume verwirklichen können. Ich glaube, daß gibt mir mehr Lebensmut.«
»Ich wünsche es Ihnen«, erwiderte Sheila Conolly lächelnd und drückte ihre Zigarette aus.
Plötzlich zuckte Madelaine Custer zusammen.
»Was ist?« fragte Sheila.
»Ich habe vor der Tür ein Geräusch gehört. Das können Schritte

gewesen sein.«
Sheila huschte zur Tür und legte ihr Ohr gegen die Füllung. Es waren in der Tat Schritte, die über den Gang schlichen.
»Ihr Mann?« fragte Madelaine.
»Nein«, gab Sheila flüsternd zurück. »Der würde sich nicht anschleichen.«
»Der Bogenschütze«, sagte Madelaine Custer erstickt.
Sheila Conolly rann eine Gänsehaut über den Rücken. Wenn Madelaine wirklich recht hatte, waren sie verloren. Sheila warf einen Blick auf Johnny.
Der Kleine schlief.
Tief atmete sie ein.
Im gleichen Augenblick verstummten die Schritte.
Genau vor ihrer Tür.
»Oh, Gott«, stöhnte Madelaine und preßte ihre Hand gegen die Lippen.
Da klopfte es!

***

Dumpf drang ein metallenes Klirren durch mein langsam erwachendes Bewußtsein.
Ich fühlte mich verdammt mies.
Mühsam öffnete ich die Augen.
Fackelschein!
Blakend und geisterhaft strich das Feuer über die Wände eines uralten Gewölbes.
Ich bekam einen Schreck.
Das Gewölbe war eine Folterkammer!
Und das Klirren?
Ich schaute nach links. Mein Arm hing halb erhoben vom Körper ab. Um mein Handgelenk steckte eine eiserne Manschette, die wiederum mit einer Öse in der rauhen Steinwand verbunden war.
Ein Blick in die entgegengesetzte Richtung zeigte mir, daß der rechte Arm auch gefesselt war.
Willard hatte mich angekettet.
Verdammt auch.
Wie er es geschafft hatte, mich in dieses Gewölbe zu schleppen, war mir ein Rätsel. Auf jeden Fall hing ich jetzt angekettet in dieser verdammten Folterkammer.
Und von Willard war nichts zu sehen.
Wollte der Kerl mich hier sterben lassen? Elendig verdursten und verhungern sollte ich? Zuzutrauen wäre es ihm schon, doch ich war sicher, daß er mir den Bogenschützen schicken würde.
Meine Beretta fehlte. Willard hatte sie mir abgenommen. Ich schaute

mich um, obwohl mich jede Kopfbewegung schmerzte.
Die beiden blakenden Fackeln erhellten die Folterkammer mehr als dürftig. Die Marterinstrumente waren im Laufe der Jahrhunderte verrostet oder verfault. Ich glaubte kaum, daß die hölzerne Streckbank noch benutzt werden konnte, ebensowenig das Folterrad, an dem einige Speichen fehlten.
Die Daumenschrauben und die Eiserne Jungfrau, die aufgeklappt dastand, waren verrostet.
Ich schaute hoch zur Decke.
Das Gewölbe war so niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht stehen konnte. Und die Luft war kaum zu atmen.
Probehalber zog ich an den eisernen Fesseln, doch sie hielten. Es rieselte höchstens etwas Rost zu Boden, mehr war nicht drin.
Allein und aus eigener Kraft würde ich die stabilen Ringe nicht loswerden.
Roman Willard, der Verwalter, hielt alle Trümpfe in seinen schmutzigen Händen.
Aber er war verschwunden. Ich fragte mich, wo er sich versteckt hielt.
Wahrscheinlich war er unterwegs, um den Bogenschützen herzuholen. Wenn ja, dann konnte ich einpacken.
Bei diesem Gedanken rieselte mir ein Schauer über den Rücken. Ich hatte die Treffsicherheit des mordenden Horrorwesens erlebt, und mir wurde unwohl, wenn ich daran dachte.
Ich saß auf dem Boden, aber die Stellung war unbequem. Ich ruckte etwas zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Das Anlehnen tat mir gut, und ich atmete auf.
Es war nicht absolut still. Das Pech der Fackeln schmolz knisternd und platschte manchmal zu Boden. Zudem bewegte oder knarrte immer etwas. Holz knarrte, Schatten zuckten.
Die Tür der Folterkammer konnte ich nicht sehen. Sie lag im toten Winkel.
Ich drehte abermals meinen Kopf und schaute mir die Stelle an, wo die Öse in die Wand geschlagen worden war.
Keine Chance, das Eisenstück herauszuziehen. Es war nachträglich einbetoniert worden.
Willard hatte vorgesorgt.
Ich hatte ihn von Beginn an für nicht ganz astrein gehalten, aber daß er solch ein Teufel war, hätte ich nicht für möglich gehalten. Zudem wurde er von einem noch schlimmeren unterstützt.
Der Bogenschütze würde keine Gnade kennen. Dämonen und Untote hatten nun mal keine menschlichen Gefühle.
Ich dachte auch an meine Freunde. Sheila, der kleine Johnny und Bill waren jetzt schutzlos. Ebenso wie Madelaine Custer. Du Pré und

seinem Killer galt nur ein flüchtiger Gedanke. Dafür aber erinnerte ich mich an Mason Price, den Anwalt. Ich hatte ihn überhaupt nicht gesehen. War er klammheimlich verschwunden?

Rechnen mußte man damit. Er war sowieso eine undurchsichtige Figur in diesem verteufelten Spiel.

Und dann hörte ich das Kichern.

Es klang irr, siegessicher und gemein.

Und es war in dem Verlies aufgeklungen.

Ich drehte den Kopf ein wenig nach links, denn aus dieser Richtung hatte ich das hämische Geräusch gehört. Dort stand die Eiserne Jungfrau. Zwischen ihr und der Wand nistete die Dunkelheit.

Lauerte dort mein Freund?

Ja, er kam.

Die Umrisse eines Körpers schälten sich aus der Schwärze, und dann schlich Roman Willard auf mich zu. Als ihn der Fackelschein streifte, sah ich sein verzerrtes Gesicht, und ich bemerkte den nackten Irrsinn in seinen Augen. Willard hatte die Zähne entblößt. Die Lippen zeigten ein gemeines Grinsen.

Die Maschinenpistole hatte er sich über die Brust gehängt. Was er in der Hand hielt, war meine Beretta.

Die Mündung wies auf meinen Kopf!

Einen Schritt vor mir blieb er stehen. Sein Finger lag um den Abzug. Er brauchte das Glied nur zu krümmen, und die todbringende Kugel verließ den Lauf.

Nahezu schmerzhaft zog sich mein Magen zusammen. Wehrlos hing ich in den Ketten, und vor mir stand mein Todfeind.

»Ja, Bulle, da staunst du, was?« hechelte er.

Ich blickte ihn an. »Was haben Sie mit mir vor?«

Er lachte. »Kannst du dir das wirklich nicht denken?«

»Sie wollen einen Polizisten umbringen?« fragte ich ihn.

»Nein, ich nicht, das erledigt mein Freund William Hunter, den ich auch erweckt habe.«

»Dann sind Sie der Initiator?« fragte ich ihn.

»Genau. Ich wollte nicht, daß hier eine Straße gebaut wurde. Mein Leben lang habe ich hier auf der Burg verbracht, und jetzt sollte alles zerstört werden? Niemals, sagte ich mir, und ich hatte Glück, daß ich eine alte Schrift fand, die sich mit Schwarzer Magie beschäftigte und mit der Auferweckung des Bogenschützen. Ich habe es geschafft. Er wird alle töten, die sich ihm und mir in den Weg stellen.«

Das waren große Worte, doch ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Den Beweis hatte der Bogenschütze bereits angetreten.

»Okay«, sagte ich, »gesetzt den Fall, Sie töten mich. Glauben Sie, daß Sie dem Gesetz entgehen können?«

»Was ist schon das Gesetz?« Mit der freien Hand winkte er ab. »Ich

bin das Gesetz, wenigstens auf diesem Schloß. Hier geschieht nur das, was ich sage. Und wenn ich deinen Tod befehle, Bulle, dann wirst du umgelegt, da geht kein Weg dran vorbei!«

Warum sollte ich ihm nicht glauben? Ich brauchte nur in seine Augen zu sehen, um zu wissen, was los war.

»Wann kommt denn Ihr Bogenschütze?« fragte ich und gab meiner Stimme einen lässigen Unterton.

»Er hat noch zu tun. Schließlich warten genügend andere auf ihn.«

Mir stockte der Atem. Klar, diese Bestie würde keine Rücksicht auf Frauen nehmen.

Und auf Kinder?

Ich dachte an den kleinen Johnny, und plötzlich trieb es mir den Schweiß aus allen Poren.

Der Kerl erriet meine Gedanken. »Ja, Bulle, für deine Freunde sieht es schlecht aus. Ihr hättet zu Hause bleiben sollen, das wäre besser gewesen. Für euch.«

Er redete noch weiter. Er brauchte das einfach, um sein Triumphgefühl zu genießen.

Ich ließ ihn reden, denn wer redet, mordet nicht. Und ich hoffte auf eine Unvorsichtigkeit, aber den Gefallen tat er mir leider nicht.

»Haben Sie mich hier angekettet?« fragte ich ihn, als er zwischendurch Luft holte.

»Ja, das habe ich getan. Und ich persönlich habe auch die Ringe verstärkt. Beton hält ausgezeichnet, Bulle.«

Das wollte ich nur hören, denn nach dieser Antwort war ich sicher, daß er auch einen Schlüssel besaß.

Den Schlüssel zu meinen Handschellen.

Aber wie sollte ich den Kerl überwältigen?

Die Arme waren gefesselt, nur meine Beine waren frei. Aber auch Beine konnten zur Waffe werden.

Ich reizte ihn jetzt. »Warum schießen Sie nicht?« fragte ich. »Warum legen Sie mich nicht um? Sie sind zu feige, deshalb. Sie bringen es nicht über sich, den Finger zu krümmen, denn Sie würden sich vor Ihrer eigenen Tat erschrecken. Zum Mörder muß man geboren sein, das kann man nicht von heute auf morgen werden. Sie werfen Ihre Hemmungen nicht einfach über Bord. Sie nicht, Willard!«

Er wurde bleich. Das sah ich trotz des Fackelscheins, der durch das Gewölbe geisterte.

Stöhnend saugte er die Luft ein. »Noch ein Wort, Bulle, und ich tu’s jetzt. Auf der Stelle.«

»Bitte!«

Ich reizte ziemlich hoch. Das Spiel stand auf des Messers Schneide. Ich konnte ebensogut als zweiter Sieger daraus hervorgehen. Zusätzlich besaß der Verwalter noch die Maschinenpistole. Wenn er

die nahm, war ich sowieso verloren.

Aber die hing über seiner Schulter, und es war umständlich, sie abzunehmen.

Unsere Blicke trafen sich.

Halb offen stand sein Mund. Ein Speicheltropfen quoll über seine Unterlippe und rann am Kinn entlang.

»Das, Sinclair, war zuviel!« schleuderte er mir ins Gesicht. »Ich lege dich um und warte nicht mehr auf ihn!«

Er kam einen halben Schritt vor, zielte genau.

Jetzt mußte ich was tun.

Beine können zu Waffen werden, und das bewies ich noch in der gleichen Sekunde.

Mit einem gedankenschnellen Tritt säbelte ich ihm mit dem rechten Fuß den Stand weg.

Willard fiel nach links.

Dort lauerte mein anderer Fuß.

Der Tritt kam aus dem Kniegelenk und traf dort, wo ich treffen wollte.

Willard stöhnte noch einmal auf, fiel zu Boden, streckte sich und blieb bewußtlos liegen.

Ich atmete aus. Himmel, das hatte ich hinter mir. Ich war in Schweiß gebadet, meine Kleidung klebte mir auf der Haut.

Ich hatte selbst kaum damit gerechnet, daß ich es schaffen würde.

Aber es hatte geklappt.

Nun mußte ich an die Schlüssel kommen. Und das war schwierig genug.

Wiederum hatte ich nur meine Beine zur Verfügung. Ich rückte von der Wand weg, streckte mich und legte beide Beine über den Körper des bewußtlosen Roman Willard.

Noch ein winziges Stück konnte ich vorwärts rutschen, dann berührten meine Fußsohlen den Boden. Wenn ich jetzt die Beine anzog, konnte ich den Verwalter mit den Hacken an mich heranschieben.

Ich setzte alle Kraft ein.

Der Körper bewegte sich nicht.

Ein nächster Versuch.

Mein Keuchen erfüllte die Folterkammer tief unter der Erde. Ich spannte die Beinmuskeln, holte noch einmal tief Luft und drückte energisch gegen den Körper.

Er bewegte sich, rollte herum und lag jetzt näher an mir. Allerdings auf dem Bauch. So kam ich nie und nimmer an die Schlüssel heran.

Sie werden sich bestimmt fragen, wie ich es anstellen wollte, trotz der gefesselten Hände, den Schlüssel in das Schloß der Kette zu schieben.

Es gab eine Möglichkeit. Meine Arme hatten genügend Spielraum, so daß ich sie nah an meinen Mund bringen konnte. Wenn ich mir den Schlüssel zwischen die Zähne steckte, mußte es eigentlich zu schaffen sein.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht. In der Not kommt der Mensch eben auf die tollsten Gedanken.

Meine einzige Sorge bestand darin, daß Willard lange genug bewußtlos blieb, denn wenn er vorher aufwachte und ich ihn nicht ein zweites Mal ins Reich der Träume schicken konnte, war es aus.

Wieder gab ich meinen Füßen die nötige Kraft und rollte den Bewußtlosen auf den Rücken.

Ich schaute ihm ins Gesicht. Die Augen hielt er geschlossen, die Maschinenpistole lag quer über seiner Brust. Er atmete flach.

Ich rutschte wieder etwas zurück und streifte beide Schuhe ab. Mit den Zehen zog ich auch noch meine Socken aus und war nun barfuß. Das mußte sein, denn die Füße sollten mir in diesem Fall die Hände ersetzen.

Ich winkelte mein Bein so weit an, daß ich den flachen Fuß in die rechte Jacketttasche des Mannes schieben konnte. Probehalber bewegte ich die Zehen hin und her. Dann rutschte der Fuß in die Tasche hinein.

Und zum erstenmal in diesem verdammten Fall hatte ich Glück. Mit der Zehenspitze stieß ich gegen einen kleinen Gegenstand aus Metall.

Der Schlüssel!

Vor Freude hätte ich schreien können. Jetzt mußte ich ihn nur noch aus der Tasche bugsieren.

Wie der übrige Körper, so waren auch meine Füße schweißnaß. Das gereichte mir jetzt zum Vorteil.

Metall klebt nämlich.

Den großen Zeh und seine »Nachbarn« breitete ich auseinander, bewegte den Fuß ein wenig, und nach vier Versuchen hatte ich ihn so weit, daß er zwischen meinen Zehen klemmte.

Sofort zog ich den Fuß aus der Tasche.

Vorsichtig hob ich das Bein. Ich durfte den Schlüssel unter keinen Umständen fallen lassen, das hätte mich nur unnötige Zeit gekostet.

Ich zitterte, so sehr strengte ich mich an. Das Wasser rann mir in die Augen.

Würde ich das Kunststück tatsächlich fertigbringen und mich befreien können?

Den Oberkörper beugte ich meinem angewinkelten rechten Bein entgegen. Dann spürte ich das Reißen in den Schultergelenken. Die verdammten Ketten hielten mich zurück.

So gelenkig, daß ich den Schlüssel mit den Zehen in das winzige Schloß führen konnte, war ich leider nicht. Ich mußte es schon auf die

andere, umständlichere Art versuchen.

Also das Bein noch höher.

Es war eine elende Schufterei. Manche Menschen bekommen ihre Zehen überhaupt nicht hoch bis zum Mund. Ich mußte dies in gefesselter Lage schaffen.

Ein Wahnsinn.

Aber es klappte.

Plötzlich steckte der Schlüssel in meinem Mund. Mit den Zähnen hielt ich ihn fest.

Ermattet ließ ich das Bein sinken. Jetzt mußte ich nur noch den kleinen Schlüssel um die eigene Achse drehen, damit er mit dem Bart nach vorn zeigte.

Im Gegensatz zu meiner vorherigen Leistung war dies direkt ein Kinderspiel.

Nun drehte ich den Kopf so weit nach rechts wie möglich. Auch die Kette spannte sich, bis es nicht mehr ging.

Die Innenseite der Hand zitterte direkt vor meinem Gesicht. Warmer Atem streifte die Haut.

Eine halbe Minute gönnte ich mir, um wieder neue Kraft zu schöpfen. Ich schielte dabei auch auf den bewußtlosen Verwalter. Er rührte sich nicht.

Zum Glück.

Nun wurde es haarig.

Es mußte mir gelingen, den kleinen Schlüssel in das Schloß zu schieben.

Koste es, was es wolle.

Ich strengte mich an und verfehlte beim ersten Versuch das Schloß. Nur nicht aufgeben. Der zweite Versuch. Wieder nichts. Ich begann zu zittern. Die ungewöhnliche Haltung machte mir verdammte Schwierigkeiten. Schließlich war ich es nicht gewohnt, so schief und krumm zu sitzen.

Dann der dritte Anlauf.

Es klappte.

Der Schlüssel schob sich in das winzige Schloß. Das Ende des Schlüssels klemmte jetzt zwischen meinen Zähnen. Jetzt mußte ich ihn noch herumdrehen.

Eine Drehung nur…

Da bewegte sich Roman Willard!

Im ersten Moment war ich geschockt. Ich hörte sein schweres Atmen und ein Stöhnen. Fast wäre mir der Schlüssel aus den Zähnen gerutscht. Wenn Willard jetzt erwachte und mich bei meinem Befreiungsversuch sah, würde er sofort schießen.

Von nun an zählte jede Sekunde.

Willard bewegte sich unter meinen Beinen. Er hob sie hoch, ich

konnte nichts daran ändern, drehte aber verzweifelt mit den Zähnen den Schlüssel nach links.
»Verdammt!« Der Fluch war über Willards Lippen gedrungen.
Gleichzeitig öffnete sich die rechte Fessel.
Doch in diesem Augenblick bemerkte Roman Willard, was los war. Bevor ich noch reagieren konnte, rollte er sich unter meinen Füßen hinweg und kam außerhalb meiner Reichweite auf die Füße.
Aus rot unterlaufenen Augen stierte er mich an.
Ich sah das, hatte eine Hand frei und war trotzdem zur Bewegungslosigkeit verdammt. Meine Beretta lag zu weit weg.
»Sinclair, du Hundesohn!« kreischte er und riß die Maschinenpistole über seinen Kopf.
Ein dämlicher Gedanke zuckte in diesem Moment durch mein Hirn. Jetzt stirbst du nicht einmal in Schuhen.
»Fahr zur Hölle!« schrie er und legte auf mich an…

***

Die beiden Frauen schauten sich an.
Sheila atmete tief durch.
»Was sollen wir machen?« wisperte Madelaine Custer.
Wieder klopfte es gegen die Tür. Diesmal jedoch lauter und fordernder.
Das war nicht der Bogenschütze, sondern ein anderer.
Sheila raffte allen Mut zusammen. »Wer ist dort?« fragte sie.
»Mein Boß will euch sehen!«
»Scarface«, ächzte Madelaine, »das Narbengesicht. Oh, Gott. Jetzt sind wir auch verloren.«
»Abwarten«, erwiderte Sheila. Sie stieß Madelaine an. »Halte du ihn auf.«
»Und du?«
Sheila gab keine Antwort, sondern lief tiefer in das Zimmer hinein. Vor der Couch blieb sie stehen. Die Beretta lag unter einem Kissen. Hastig nahm Sheila die Pistole an sich.
Wieder meldete sich das Narbengesicht. »Wenn ihr die verdammte Tür nicht öffnet, schieße ich sie aus den Angeln.«
»Weg von der Tür!« rief Sheila Madelaine Custer zu. »Der macht ernst!« Sie stellte sich ebenfalls im toten Winkel auf. Die junge Witwe nahm sicherheitshalber hinter einem Sessel Deckung.
Und Scarface schoß.
Er jagte einen kurzen Feuerstoß rund um das Schloß der Tür. Die Kugeln fraßen sich durch das Holz. Splitter fegten in den Raum, und die Kugeln surrten wie bösartige Hornissen durch das Zimmer.
Sheila hatte den kleinen Johnny zuvor gepackt und auf den Boden gelegt.

Johnny wurde plötzlich wach.
Da schwang die Tür auf. Mit schußbereiter Maschinenpistole betrat das Narbengesicht den Raum.
Johnny begann zu weinen.
Scarface zuckte herum. Plötzlich wußte er, wo sich Sheila befand, und ein kaltes Grinsen umspielte seine Lippen.
»Komm raus, Süße, oder ich durchlöchere deine Deckung!«
Diese Warnung war ernst gemeint, das wußte Sheila Conolly. Dieser Mann hatte schließlich auch das Türschloß zerschossen, und wie leicht hätte eine verirrte Kugel jemanden treffen können.
Auch den kleinen Johnny.
Sheila preßte ihn an sich. Johnny verstand noch nichts. Er schaute in das Gesicht seiner Mutter. Die Tränen liefen an seinen kleinen, runden Wangen hinab.
An ihre Waffe dachte Sheila in diesem Moment nicht. Sie hatte sie in den Hosenbund geschoben. Der leichte Pullover verdeckte sie, und das Metall lag kühl auf ihrer Haut.
Das Narbengesicht blieb mitten im Raum stehen. Die Lippen hatte er zu einem zynischen Grinsen verzogen, die Augen bildeten schmale Sicheln. Er schaute sich um.
»Wo ist die andere?«
Sheila Conolly schwieg.
Scarface atmete tief ein. »Ich will wissen, wo die andere ist, verdammt!« fuhr er Sheila an.
»Hier!« Madelaine Custer erhob sich aus ihrer Deckung.
Scarface lachte glucksend. »Warum nicht gleich so, Baby? Du brauchst dich doch mit deiner Figur nicht zu verstecken.« Er lachte meckernd. Seine Maschinenpistole beschrieb einen Kreis. Der Finger lag am Abzug.
Sheila Conolly hatte Angst, daß er eine unbedachte Bewegung machen würde. Nicht wegen ihrer Person, nein, ihr ging es um ihren Sohn Johnny.
Deshalb sagte sie. »Legen Sie die Waffe weg, oder haben Sie Angst vor zwei Frauen und einem hilflosen Kind?«
»Weibern traue ich nicht«, erwiderte das Narbengesicht. »Sie sind schlimmer als Schlangen!«
»Sie müssen es ja wissen«, entgegnete Sheila kalt.
Durch schmale Lippen saugte das Narbengesicht die Luft ein. Seine Blicke wanderten an den Körpern der beiden Frauen entlang. Die Augen funkelten lüstern. Aber es störte ihn gewaltig, daß die Blondhaarige keine Angst zeigte. Im Gegenteil, sie drängte ihn noch in die Defensive.
Er packte die Waffe fester.
»Was haben Sie mit meinem Mann gemacht?« erkundigte sich Sheila

Conolly.
»Wieso?«
»Haben Sie ihn…?«
An der Reaktion des Mannes erkannte Sheila, daß er Bill nicht umgebracht hatte. Er hätte sich sonst anders benommen. Höhnischer und triumphierender.
Aber was war dann mit Bill Conolly geschehen? Vorhin noch hatte Sheila an sein Zurückkommen geglaubt, doch nun waren ihre Hoffnungen geschrumpft.
Der Narbengesichtige nahm Sheila die Worte aus dem Mund. »Vielleicht lebt er gar nicht mehr, dein süßer Mann«, sagte er und lachte. »Der Bogenschütze lauert schließlich auch auf seine Opfer. Das darfst du nicht vergessen, Baby.« Es machte ihm Spaß, Sheila Angst einzujagen, und er amüsierte sich köstlich über das angsterfüllte Gesicht der blonden Frau.
»Lassen Sie das!« Zum erstenmal mischte sich Madelaine Custer ein. »Sehen Sie denn nicht, daß…?«
»Scarface!«
Der Befehl schallte über den Flur.
»Los, komm her, ich will die Weiber!«
Das Narbengesicht lachte. »Ihr habt ja gehört, was der Boß gerufen hat. Mitkommen.«
Madelaine und Sheila tauschten einen Blick.
Sheila Conolly nickte, und Madelaine Custer verstand. Sie ging auf die Tür zu.
»Du auch!« fuhr Scarface Sheila an.
»Nein!«
»Willst du eine Kugel?«
»Ich bleibe bei meinem Sohn!«
»Dann kannst du mit ihm zusammen sterben, Baby.«
Sheila holte tief Luft. »Sie würden wirklich ein kleines, unschuldiges Kind umbringen?« fragte sie scharf. »Sind Sie überhaupt noch ein Mensch? Nein, Sie sind schlimmer als dieser Bogenschütze, der…«
»Halts Maul!« schrie Scarface.
»Oh, nein, ich werde nicht meinen Mund halten. Sie können ihn mir nicht verbieten!«
Johnny nahm seine kleinen Arme hoch und umschlang Sheilas Hals. Eng drückte er sich an seine Mutter.
»Laß deinen Balg hier!«
Sheila schüttelte den Kopf.
Plötzlich grinste das Narbengesicht. »Okay, Süße, dann nimm ihn meinetwegen mit.«
Madelaine Custer hatte von der offenen Tür aus die Diskussion mitbekommen. Und abermals bewunderte sie Sheila Conollys Mut. Sie

hätte das nicht gekonnt. Aber diese blondhaarige Frau verteidigte sich mit ungeheurem Elan. Sie war in Madelaines Augen eine richtige Heldin.

Plötzlich spürte sie, wie heißer, alkoholgeschwängerter Atem ihren Nacken streifte.

Madelaine fuhr herum. Ihre Lippen öffneten sich zu einem Schrei.

Gilbert du Pré lachte sie an. Es war ein blödes Lachen, das eines Betrunkenen. Du Pré mußte sich an der Gangwand abstützen. Sein Gesicht glänzte. Madelaine wußte, was dieser Mann von ihr und Sheila wollte.

Du Pré faßte sie an.

Madelaine versteifte sich.

»Komm, Baby, stell dich nicht so an. Du bist doch sonst nicht so. Ich habe einen Blick für Weiber.« Seine Finger gingen auf Wanderschaft, und Madelaine wurde blaß.

»Gut, daß du da bist, Boß«, sagte Scarface. »Die andere will unbedingt ihren Balg mitnehmen.«

Du Pré starrte Sheila an. »Meinetwegen«, gluckste er. Dann zog er Madelaine Custer zu sich heran. »Los, Süße, wir zwei gehen schon mal vor. Und zier dich nicht, sonst werde ich böse!«

Madelaine ging mit ihm.

Zurück blieben Sheila und das Narbengesicht.

Du Pré hatte die Tür offen gelassen. »Da hinaus!« befahl Scarface rauh.

Sheila ging. Ihr blieb nichts anderes übrig. Eine Maschinenpistole ist eben ein zu überzeugendes Argument. Und wenn sie noch höher reizte, würde sie das Spiel verlieren, das war klar. Die Grenze hatte sie erreicht.

Sie nickte. »Gut, ich gehe.«

»Na endlich.«

Sheila schritt auf die Tür zu, und Scarface trat etwas zur Seite, damit sie an ihm vorbeigehen konnte.

Bills Frau ging über die Schwelle, zögerte einen Augenblick und warf Blicke in den Gang.

Er war leer.

Die Kerzen brannten. Ein Windzug bewegte die Flammen. Schatten zuckten über die Wände, und der Widerschein der Flammen lag auch auf den Gesichtern der Menschen und gab ihnen eine geisterhafte Farbe.

Keine Spur von Bill.

Aber auch keine von dem unheimlichen Bogenschützen.

Sheila war mit den verdammten Gangstern allein. Nie hätte sie damit gerechnet, daß dieser Ausflug zu einem regelrechten Horror-Trip werden würde.

Scarface drückte ihr die Mündung ins Kreuz. »Geh schon!«

Sheila setzte sich wieder in Bewegung. Die Tür zu du Prés Raum stand offen. Das Zimmer lag schräg gegenüber. Sheila hörte den Buchmacher meckernd lachen.

»Da hinein«, sagte Scarface.

Sheila Conolly wußte auch so Bescheid. Mit stolz erhobenem Kopf ging sie ihrem Schicksal entgegen. Der kleine Johnny jammerte. Sheila sprach beruhigend auf ihn ein.

Wenn nur ihm nichts passierte! Das war ihre größte Sorge. Diese Verbrecher würden auch auf den Kleinen keine Rücksicht nehmen, wenn es hart auf hart ging.

Sie betrat das Zimmer.

Du Pré lag auf dem Bett. In der rechten Hand hielt er eine Flasche. Madelaine stand neben dem Bett. Sie war blaß im Gesicht und zitterte.

Mit dem Fuß knallte Scarface die Tür zu.

»Ja, so ist es richtig«, lachte du Pré. Er zeigte auf Madelaine Custer. »Sie war früher Stripperin, Scarface. Ich bin dafür, daß sie uns mal etwas von ihrer Kunst zeigt. Los, Süße, zieh dich aus!«

Das Narbengesicht lachte glucksend.

Madelaine warf Sheila einen Blick zu, doch Bills Frau konnte ihr auch nicht helfen.

»Stell dich nicht so an!« brüllte du Pré plötzlich los. »In Soho hast du es auch nicht getan. Oder bist du jetzt eine Dame geworden, du mieses Flittchen?« Er packte eine leere Flasche und schleuderte sie auf Madelaine zu, traf aber nicht.

Das reichte Madelaine. Wenn sie jetzt nicht tat, was der Gangster verlangte, wurde es hart. Und gestrippt hatte sie ja schon. Zum Teufel, wenn es nur das war! Vielleicht konnte sie das Leben der Conollys retten.

»Schade, daß wir keine Musik haben«, sagte du Pré, »aber du schaffst es auch so, da bin ich sicher.«

Und die Frau begann. Mit einem Ruck warf sie ihr Haar zurück, öffnete die Lippen und zauberte innerhalb von Sekundenschnelle einen anderen Ausdruck auf ihr Gesicht.

»Ja, gut«, lobte du Pré.

Madelaines Hände fuhren vor ihrem Leib zusammen, fanden das Gürtelschloß und öffneten es.

Der Rock fiel.

Auch Scarface hatte nur Augen für die Frau. Sheila interessierte ihn im Moment nicht.

Das nutzte Bills Frau aus. Sie legte Johnny in einen Sessel und bedeutete ihm, ruhig zu sein.

Noch hatte sie ihre Waffe.

Doch es kam alles anders.

Niemand hatte draußen auf dem Gang die Schritte gehört. Aber dann wurde die Tür mit einem gewaltigen Tritt aus den Angeln gerissen. Sie krachte zu Boden, und als die anwesenden Personen erschreckt herumfuhren, starrten sie in das halbverweste Gesicht des unheimlichen Bogenschützen…

***

Schüsse peitschten auf.

Einer, zwei, drei…

Ich wartete auf den Einschlag der Kugeln, auf den heißen Schmerz, der den Tod ankündete, doch nichts geschah.

Ich wurde nicht getroffen.

Dafür der Verwalter.

Dreimal zuckte er zusammen. Er torkelte zurück. Schrie, brüllte, versuchte, die Maschinenpistole hochzukriegen, doch es war vergebens. Die Kraft verließ ihn.

Er fiel auf die Knie. Die Maschinenpistole rutschte ihm aus den Fingern und klirrte auf das jahrhundertealte Gestein. Noch einmal hob Willard den Kopf.

Unsere Blicke trafen sich.

Ich las in seinen Augen keine Reue. Er hatte sein Ziel nicht erreicht und mußte dafür bezahlen.

Schwer fiel er aufs Gesicht.

Roman Willard war tot!

Ich zitterte am gesamten Körper, beherrschte mich jedoch und schaute nach rechts, wo die Tür war.

Dort stand ein Mann.

Mason Price, der Anwalt!

In seiner schmalen Hand wirkte der schwere 45er Colt Revolver viel zu groß. Noch immer trug er seine altmodische Brille, doch die Augen hinter den Gläsern funkelten hart.

Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit Mason Price. Welche unbekannte Größe war er in diesem höllischen Spiel?

»Schätze, da bin ich gerade noch zur rechten Zeit gekommen«, sagte er und steckte den Revolver weg.

»Das können Sie wohl sagen«, erwiderte ich. »Ich stehe in Ihrer Schuld, Mr. Price.«

Er winkte ab. »Lassen Sie das.« Er kam auf mich zu und nahm mir den Schlüssel aus der Hand. »Das ist bequemer«, sagte er, als er mir die andere Fessel aufschloß.

Endlich war ich frei.

Ich atmete auf, nahm meine Beretta an mich und zog wieder Socken und Schuhe an.

Mason Price schaute mir zu. »Jetzt sind Sie sicher auf eine Erklärung

gespannt.«
»Ja.«
»Nun, ganz einfach. Ich hatte Willard schon lange im Verdacht, daß er etwas mit den Morden zu tun hatte.«
»Dann sind Sie gar kein Anwalt?«
»Nein, Kollege. Ich bin Polizeiinspektor aus Nottingham.« Er lächelte. »Ich wollte nur mein Inkognito wahren. Nach dem Mord an diesem. Atkins sind Sie mir zuvorgekommen, denn ich hatte auch vor, mich erkennen zu geben. Aber das war nicht mehr nötig. Dafür behielt ich Willard im Auge. Daß ich so spät kam, dafür kann ich nichts. Ich kenne mich hier unten nicht besonders gut aus und mußte erst die Gänge absuchen. Nur gut, daß ich draußen den Einstieg fand.«
»Ja, das war wirklich gut. Aber sagen Sie, wie sind Sie auf Roman Willard gekommen?«
»Er hat genau den Fehler gemacht, den viele Verbrecher begehen«, sagte er. »Willard war sich seiner Sache so sicher, daß er auf den Putz haute. Er gab in Kneipen damit an, daß niemand das Schloß bekommen würde, dafür würde er sorgen. Dann passierten die Morde, und man erinnerte sich wieder an seine Worte. Allerdings konnten wir ihm nichts beweisen. Und so kamen wir halt auf die Idee, es mal auf eine andere Tour zu versuchen.«
»Die genau richtig war«, sagte ich.
»Sicher.«
Ich drückte Mason Price noch einmal die Hand. »Auf jeden Fall haben Sie mich auch getäuscht«, sagte ich.
Er lächelte spitzbübisch. »Das, lieber Kollege Sinclair, war auch der Sinn der Sache.«
»Und was halten Sie von dem unheimlichen Bogenschützen?« fragte ich.
Er schaute mich an und legte sein Gesicht in Falten. »Wenn ich ehrlich sein soll, nicht viel. Gesehen habe ich ihn noch nicht. Meiner Meinung nach ist Willard der Mörder.«
Ich schüttelte den Kopf.
»Sie glauben an Geister?«
»Ja.«
In drei Sätzen erzählte ich ihm, welch einen Job ich hatte, und plötzlich sah Price das in einem ganz anderen Licht.
»Wenn Sie das so interpretieren, dann müßte sich der Bogenschütze ja noch irgendwo hier herumtreiben.«
»Genau das meine ich.«
»Verdammt«, sagte Price. »Da denkt man…«
»Kommen Sie, wir haben keine Zeit mehr.« Ich drängte jetzt, denn ich hatte Angst um meine Freunde.
»Moment noch.« Mason Price bückte sich und hob die

Maschinenpistole des Verwalters auf. »Man kann nie wissen…«

Ich hatte die Folterkammer bereits verlassen. Die Tür war so niedrig, daß ich mich bücken mußte, um hindurchgehen zu können.

Wir landeten in einem Gang, den ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte.

Feucht, modrig und unheimlich.

Hier wiesen uns keine brennenden Fackeln den Weg, aber Price hatte eine starke Taschenlampe bei sich. Meine hatte ich verloren.

Wir beeilten uns. Willard war schon schlimm gewesen, aber ich stufte den unheimlichen Bogenschützen als noch gefährlicher ein…

***

Etwas klatschte in sein Gesicht.

Bill Conolly öffnete die Augen.

»Sir, Sir, was ist mit Ihnen?« Obwohl die Stimme direkt neben seinem Ohr aufklang, hatte Bill doch das Gefühl, als wäre sie meilenweit entfernt.

Der Mann, der gesprochen hatte, war der Butler.

Und er hatte Bill gefunden.

Ed Morris legte beide Hände unter Bills Schultern und wuchtete den Reporter hoch.

»Oh!« stöhnte Bill. Er tastete nach seinem Kopf. Eine klebrige Flüssigkeit benetzte seine Fingerspitzen.

Blut!

»Sie haben Glück gehabt, Sir«, sagte der Butler. »Etwas tiefer, und Sie wären tot gewesen.«

»Ich… ich habe ihn gesehen«, flüsterte Bill.

»Den Bogenschützen?«

»Ja, er hat auf mich geschossen. Wahrscheinlich dachte er, ich wäre tot, und hat mich deshalb liegengelassen.«

»Sie haben auch sehr geblutet, Sir.«

Bills Gesicht verzerrte sich. Er riß sich aber zusammen und bat den Butler, ihm hochzuhelfen.

Ed Morris zog ihn auf die Beine.

Der gute Bill Conolly schwankte wie ein Grashalm im Wind. Pfeifend saugte er die Luft ein. Mit der freien Hand stützte er sich an der Gangwand ab.

Tief atmete er durch, während der Butler ihn besorgt betrachtete.

Langsam ging es Bill Conolly besser, wenn auch sein Kopf noch rasend schmerzte.

Aber der Wille zu kämpfen war größer.

»Mein Gott, meine Frau«, keuchte er. »Sheila und Johnny sind schutzlos. Ich muß zu ihnen.«

»Sie können doch nicht…«

»Doch, ich kann«, erwiderte Bill Conolly, riß sich los und taumelte den Gang entlang.

Fassungslos schaute Ed Morris ihm nach.

***

Es war wie bei einer gut einstudierten Szene auf der Bühne. Nur war das Entsetzen echt.

Nicht gespielt…

Der unheimliche Bogenschütze hatte mit einem gewaltigen Tritt die Tür aus dem Rahmen gesprengt.

Jetzt stand er im Raum.

Und ein Pfeil lag auf seiner Sehne.

Madeleine Custer sah lächerlich aus, wie sie da mit heruntergefallenem Rock stand.

Sheila Conolly war an den Sessel getreten, in dem der kleine Johnny lag. Sie deckte das Kind gegenüber dem Bogenschützen mit ihrem eigenen Körper.

Gilbert du Pré saß auf dem Bett. Fassungslos. Wahrscheinlich begriff er gar nichts. Sein Mund stand halb offen, und der Speichel sprühte beim Atmen wie ein Regen daraus hervor. Er machte den Eindruck eines Idioten.

Blieb noch Scarface. Das Narbengesicht hatte sein Gesicht verzerrt. Der Mann stand leicht geduckt, als wäre er auf dem Sprung. Und das war er in der Tat. Er wartete nur darauf, dem Bogenschützen eine Kugelgarbe zu verpassen.

Eine, zwei, höchstens drei Sekunden dauerte die Erstarrung, dann hatte sich du Pré wieder gefangen.

»Schieß ihn ab!« befahl er seinem Leibwächter.

Und Scarface reagierte automatisch. Er schwang sich herum und riß den Abzug nach hinten.

Die Garbe ratterte aus dem Lauf. Rotgelbe Mündungsflämmchen tanzten. Todesboten, die die Kugeln begleiteten. Letztere trafen den unheimlichen Bogenschützen. Sie schüttelten ihn durch, zogen eine Naht quer durch seinen Körper, doch es geschah nichts.

Der Bogenschütze schluckte die Kugeln. Wo sie trafen, pufften höchstens Staubwölkchen hoch.

Scarface konnte es nicht begreifen.

Er stierte auf die Erscheinung. Die Augen wollten ihm aus den Höhlen treten. Dann schaute er auf seine Maschinenpistole, sah wieder den Unheimlichen an und schüttelte den Kopf.

Er begann durchzudrehen.

»Nein!« keuchte er. »Nein! Das darf nicht wahr sein. Ich habe doch geschossen. Ich habe doch geschossen!« Er brüllte den letzten Satz, warf die MPi weg und krallte beide Hände in sein Haar.

In dieser Stellung traf ihn der Pfeil.
Scarface wankte. Der irre Ausdruck in seinen Augen wechselte gegen einen erstaunten. Es schien, als könne er es nicht glauben, daß er getroffen worden war.
Ein Schrank hielt ihn auf.
Dann kippte das Narbengesicht zur Seite.
Drei Zeugen hatten diesen Mord mitansehen müssen, und keiner hatte eine Chance gehabt einzugreifen.
Du Pré begann plötzlich durchzudrehen. »Verrückt!« keifte er, »ich bin verrückt. Das darf doch nicht sein. Er ist doch erschossen worden, ihr habt es selbst gesehen. Meine Güte, ihr…«
Der Bogenschütze hatte gedankenschnell einen neuen Pfeil auf die Sehne gelegt und sie sofort gespannt. Bis jetzt zielte der Pfeil auf niemanden, doch dann drehte sich der Bogenschütze und nahm du Pré ins Visier.
Der Buchmacherkönig spürte plötzlich, was Angst ist. »Nein!« bibberte er, »mach doch keinen Unsinn. Ich – ich habe dir nichts getan.«
In dem halbverwesten Gesicht bewegte sich nichts, als der Schütze den Bogen bis zum Anschlag spannte. Wenn er jetzt losließ, war du Pré verloren.
Da griff Sheila Conolly ein. Sie faßte unter ihren Pullover und zog die Pistole.
»Halt«, sagte sie, trat einen Schritt zur Seite und zielte schräg auf das Monster.
Der Bogenschütze bemerkte Sheila erst gar nicht. Als sie jedoch ihre Aufforderung wiederholte, wurde der Unheimliche aufmerksam.
Er drehte sich.
Die beiden Gegner starrten sich an.
Sheila hielt die Waffe in der rechten Hand, der Bogenschütze seinen Pfeil gespannt.
Bisher hatte er noch kein Wort gesprochen, und das tat er auch jetzt nicht. Er bewegte sich aber blitzschnell, um den Pfeil in Sheilas Richtung zu bringen. Das Geschoß sollte sie treffen.
Da drückte Sheila Conolly ab.
Das Silbergeschoß jagte aus dem Lauf, doch Sheila – nicht sonderlich geübt im Pistolenschießen – hatte den Schuß verrissen.
Die Kugel fehlte.
Sie fegte an der Schulter des Bogenschützen vorbei.
Zu einem zweiten Schuß kam Sheila Conolly nicht mehr. Denn sie stieß im Rückwärtsgehen gegen einen kleinen Hocker, warf ihn um und verlor selbst das Gleichgewicht.
Verzweifelt versuchte Sheila, Halt zu finden.
Sie schaffte es nicht.

Der Bogenschütze war schneller. Er war zwei Schritte vor ihr stehengeblieben und zielte genau…

***

Der Streifschuß machte Bill Conolly ungeheuer zu schaffen. Immer wieder drohten ihn die Wogen der Bewußtlosigkeit zu übermannen. Er taumelte durch die Gänge seinem Ziel zu. Bill ließ sich mehr vom Instinkt leiten als von seinem eigenen Wissen.

Die Wunde am Kopf war wieder aufgeplatzt. Die Schmerzen nahmen zu. Blut lief über Bill Conollys Stirn, rann ins Auge, und Bill wollte es wieder wegwischen, doch er verschmierte es noch mehr in seinem Gesicht.

Der Reporter wirkte wie ein Monster.

Er taumelte weiter.

Die Angst um Sheila, seine Frau, hielt ihn aufrecht. Er durfte jetzt nicht schlappmachen.

Weiter, nur weiter…

Stufen – eine Treppe. Bill torkelte sie hoch. An der Wand stützte er sich ab, saugte pfeifend die Luft ein, legte eine kurze Pause ein, weil die Wellen der Ohnmacht wieder drohten, über ihm zusammenzuschlagen.

Es war eine mörderische Quälerei.

Aber Bill hielt durch. Er ließ sich einfach nicht unterkriegen. Sheila und Johnny waren in Gefahr, das spürte er genau.

Bill trieb sich weiter voran.

Dann erreichte er den Gang, in dem auch sein Zimmer war.

Türen standen offen.

Bill wandte sich nach rechts. Er drehte sich um den Türpfosten, betrat das Zimmer, riß die Augen auf und stöhnte.

Der Raum war leer.

Keine Spur von Sheila und dem kleinen Johnny.

Wäre Bill besser auf dem Damm gewesen, hätte er zuvor die Schüsse gehört, so aber hörte er nur einen Schuß.

Aus Sheilas Beretta.

Trotz seiner bohrenden Kopfschmerzen wußte Bill Conolly Bescheid. Der Reporter kannte den Klang dieser Waffe. Und sie war ganz in der Nähe abgefeuert worden.

Sheila befand sich in Gefahr!

Bill reagierte. Er drehte sich und verließ das Zimmer. Wie ein Betrunkener taumelte er auf den Gang.

Der Schuß!

Wo war er aufgeklungen?

Bill Conolly sah die weit offenstehende Zimmertür schräg gegenüber, lief darauf zu, holte noch einmal tief Luft und torkelte in den Raum

hinein.

Plötzlich sah er alles glasklar.

Und der heiße Schreck fuhr ihm wie ein Messerstich durch die Brust.

»Nein!« schrie Bill Conolly, raffte sämtliche Kräfte zusammen und warf sich auf den Bogenschützen, der seine Frau bedrohte…

***

»Das waren doch Schüsse!« Mason Price blieb stehen.

Ich nickte. »Kommen Sie.« Lange aufhalten wollte ich mich nicht. Die Zeit drängte.

Das unterirdische Labyrinth hatten wir hinter uns. Allein hätte ich mich kaum dort zurechtgefunden, jedenfalls wäre viel Zeit verlorengegangen.

Aber Mason Price, der angebliche Anwalt, kannte sich gut aus. Er hatte das Schloß bereits vorher durchforstet und auch den Bezirk unter der Erde nicht vergessen.

Dann trafen wir auf den Butler.

Ich stoppte mitten im Lauf.

»Was ist mit den anderen?« fuhr ich ihn atemlos an. »Wo sind Sie?«

»In – in ihren Zimmern, Sir!«

»Danke.« Schon war ich weiter.

Die Zeit drängte.

Mason Price war bereits vorgelaufen, doch ich holte ihn rasch ein. Er hatte zu kurze Beine, ich war schneller.

Schon waren wir im Rittersaal. Der Tote lag noch immer halb über dem Tisch.

Ich gönnte ihm keinen Blick, durchquerte den Saal und zog meine Pistole.

Wenn mir der Bogenschütze jetzt gegenüberstand, würde ich schießen.

Und dann erreichten wir den Gang, in dem auch unsere Zimmer lagen.

Endlich.

Ein Schrei!

Spitz und grell.

Von einer Frau ausgestoßen…

Mir rann ein Schauer über den Rücken. Sollten wir zu spät kommen? War schon alles vorbei?

Der Schrei war nicht in Sheilas und Bills Zimmer aufgeklungen, sondern in dem Raum, der von du Pré bewohnt wurde.

Ich war mit drei Schritten da, wuchtete mich förmlich durch die Tür, blieb stehen und ließ die Waffe kreisen.

Ich sah die Szene in Bruchteilen von Sekunden.

Bill hatte sich gegen den Bogenschützen geworfen. Er kämpfte mit

dem Mut der Verzweifelung, obwohl ihm das Blut aus einer Kopfwunde über das Gesicht rann.

Sheila hockte geduckt am Boden.

Sie hielt die Beretta in der Hand, während der kleine Johnny neben ihr auf einem Sessel lag.

Sheila konnte jedoch nicht schießen, aus Angst, ihren eigenen Mann zu treffen, denn Bill und der Bogenschütze bewegten sich zu schnell.

Sie kämpften.

Aber es lag auf der Hand, daß Bill Conolly den Kampf verlieren würde.

Mit einem wilden, unkontrollierten Schlag wurde er herumgeschleudert. Jetzt hatte der Unheimliche freie Bahn.

Er legte an.

Da griff ich ein!

»Hier spielt die Musik, Dämon!« brüllte ich ihm ins Gesicht.

Plötzlich schien alles wie im Zeitlupentempo abzulaufen. Während Mason Price seine erbeutete Maschinenpistole von der Schulter riß und doch dabei zu langsam war, pendelte sich der Bogenschütze auf sein neues Ziel ein.

Auf mich!

Er schoß.

Ich feuerte.

Es war wie bei einem Duell im Wilden Westen. Ich hatte den Bruchteil einer Sekunde vorher abgedrückt.

Die geweihte Silberkugel traf ihn mitten in den Kopf, während der Pfeil neben meiner Schulter vorbeiwischte und im Türpfosten zitternd steckenblieb.

Aber noch jemand schoß.

Sheila Conolly.

Sie traf das Monster in den Rücken.

Die Kugeln taten ihre Wirkung. Der unheimliche Bogenschütze begann zu wanken. Die Arme mit der tödlichen Waffe senkten sich. Sein Aussehen änderte sich. Das halbverweste Gesicht zerfiel von einem Augenblick zum anderen.

Knochen blieben zurück.

Dann sackte das Monster zusammen.

Auch der Bogen wurde brüchig, ebenso die Pfeile mit dem Köcher. Alles zerfiel und wurde zu Staub.

Ein Monster, daß zu einem untoten Leben erweckt worden war, existierte nicht mehr.

Wir hatten gewonnen.

Ich ließ die Waffe sinken.

Bill schaute mich an. Er lächelte. Dann verdrehte er die Augen und wurde bewußtlos…

***

Es gelang uns, die zerstörte Telefonleitung zu reparieren. Jetzt konnten wir auch die Polizei anrufen.

Ich sprach mit den Kollegen in Nottingham.

Die Mordkommission würde in einer halben Stunde hier sein.

Mason Price war bei der Erledigung des Bogenschützen nicht zum Schuß gekommen. Er konnte immer noch nicht fassen, was er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Ich grinste. »Glauben Sie nun an Gespenster?«

»Muß ich ja wohl.«

Sheila und Johnny waren kein Gespenst. Sie hatte den Kleinen auf dem Arm und kniete neben dem Bett, auf dem Bill lag.

Mein Freund lächelte schon wieder. Er würde bald auf dem Damm sein. Am meisten durcheinander war Gilbert du Pré.

Er sagte gar nichts, sondern saß auf einem Stuhl und zitterte. Um ihn würden sich die Kollegen kümmern. Schließlich hatte er mehrmals einen Mordbefehl gegeben.

Ich aber öffnete ein Fenster und atmete tief die klare Nachtluft ein.

Eins war sicher. Die Stunden auf Sealford Castle würde ich so schnell nicht vergessen. Und den unheimlichen Bogenschützen auch nicht. So gefährlich er auch war, in der Dämonenhierarchie war er nur ein kleiner Fisch.

Die Großen liefen nach wie vor frei herum.

Und das bereitete mir die größte Sorge…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 67 »Die Teufelssekte«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 64 »Der Hexer von Paris«, John Sinclair Nr. 65 »Gefangen in der Mikrowelt«